



UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Vergißmeinnicht
1915

4 (1915)

Vergißmeinnicht

Illustrierte Zeitschrift
der Mariannhiller Mission, Südafrika.

Mit Oberkirchlicher Druckerlaubnis und Genehmigung der Ordens-Obern.
Gesegnet von Sr. Heiligkeit Papst Pius X.

Alle Anfragen, Bestellungen, Zahlungen und
Sendungen sind zu richten an die:



Vertretung der Mariannhiller Mission
in Köln a. Rh., Brandenburgerstr. 8.

53. Jahrgang.

N. 4.

Erscheint monatlich
und kostet
pro Jahrgang
M. 1.50,
direkt franko zu-
gesandt oder von
unsern Befördern
bezogen.

Überzahlungen
im Interesse der
Mission
sind willkommen.
Probenummern
gratis.

Wer diese Zeitschrift
bestellt, tut gleich-
zeitig ein gutes
Werk zu
Gunsten der armen
Heiden in Afrika.

Bestellungen
auf das
Vergißmeinnicht
geschehen am ein-
fachsten auf dem
Abschnitt der
Zahlkarte oder
Postanweisung.

Postcheck-Konto
Köln Nr. 1652.



Vor der ersten hl. Kommunion.

Köln a. Rh.
April 1915.

Der Reinertrag
dieser Zeitschrift
wird nur für
Missionszwecke,
für die Ausbreitung
unserer heiligen
Religion ver-
wendet, weshalb
der hl. Vater
Pius X. zu wieder-
holtenmalen allen
Wohltätern
unserer Mission
seinen apostolischen
Segen erteilt hat.

Beförderer des
Vergißmeinnicht
werden an allen
Orten gesucht.

für die Abonnenten
des Vergißmeinnicht
als Wohltäter
unserer Mission
werden täglich in
der Kollegiatkirche
zu Mariannhill
2, oft 3 hl. Messen
gelesen.



O s t e r n .

Von P. Saget.

Osternmorgen! lichtumflossen,
Stiegst im Osten du empor,
Und es brach der Glanz der Sonne
Durch das Nachtwölf hervor!
Ausserwacht zu Kraft und Leben,
Was in starren Fesseln lag;
Denn das Schöpfungswort: Es werde!
Schuf der Freiheit gold'nen Tag.

Wo gerauscht des Todes Flügel,
Nun des Lebens Odem weht,
Auf dem traumflorten Hügel
Siegekrönt die Allmacht steht!
Ihre Hand streut reichen Segen,
Wahrheit wird des Glückes Traum
Und der Freude süße Wonne
Füllt den weiten Erdenraum!

Mit dem Lorbeerkrantz umwunden
Sich des Dulders Kreuz erhebt,
In des Siegers glorreich Banner
Sind die Worte eingewebt:
„Trage mutig, kämpfe freudig,
Denn der Tag, er ist nicht weit,
Wo vergilt mit ew'ger Krone
Dir die Allgerechtigkeit!“

In den blumenreichen Hallen
Feiert die Liebe ihren Sieg,
Die einst von dem Himmelsthrone
Nieder zu der Menschheit stieg;
Und voll Jubel schallt die Kunde,
Fort von Land zu Land sie dringt,
Bis sie laut in jedem Herzen
Uns besel'gend wiederlingt.

Leid und Kummer sind vergessen;
Wer von allem Trost entblößt,
Nur in Tränen hingewandelt,
Fühlt sich endlich nun erlöst,
Denn der Hoffnung heil'ges Ahnen
Hat sich wunderbar erfüllt,
Und das Wort: „Durch Nacht zum Lichte“
In der Wahrheit Glanz enthüllt!

Freud' und Leid im Mariannhiller Missionshause „St. Paul“.

Seit Beginn des Krieges stehen, wie schon früher bemerkt, gegen dreißig unserer Brüder, Postulanten und Studenten im Felde; selbst zwei unserer Priesteramtskandidaten, die an der Universität in Würzburg ihren Studien oblagen, sind seit Anfang Dezember v. J. an der Front. Mitten in der hl. Weihnachtszeit traf hier in „St. Paul“ die Trauernachricht ein, es seien zwei unserer Leute gefallen, ein braver, hoffnungsvoller Student, der sich seit drei Jahren in unserem Missionshause auf seinen zünftigen Beruf vorbereitete, und unser guter Bruder Silvester, eine Bayer von Geburt, der bei uns am 8. September, am Feste Mariä-Geburt 1913, das hl. Kleid bekommen hatte. Beide sind am gleichen Tage beim Sturm auf Neuchapelle gefallen. Sie starben den Helden Tod fürs Vaterland und mögen nun im Himmel oben Fürbitte für uns und ihre noch streitenden Mitbrüder einlegen am Throne Gottes.

Neber die Mehrzahl unserer im Felde stehenden Leute fehlen uns leider zurzeit alle näheren Nachrichten; zwei wurden verwundet und liegen im Lazarett. Einer derselben, ein Unteroffizier, ließ sich beim Jahreschluss in einem seiner Briefe also vernehmen: „Gott sei tausendmal Dank, denn nur durch seinen besonderen Schutz bin ich noch am Leben. Ich weile gegenwärtig als Verwundeter im Lazarett, und muß den Schutz, der mich traf, noch einen „Glückschutz“ nennen. Er ging nämlich im rechten Oberjochel glatt durch, ohne den Knochen zu verletzen, und ich hoffe, daß ich bald wieder hergestellt sein werde. Es war in Nord-Flandern; manch' gefährliche Stunde habe ich da mitgemacht. Einmal spaltete mir eine feindliche Kugel das Gewehr, eine andere ging mir durch den Tornister, brach sich an den

Zeltstöcken und kam zur Seite wieder heraus. — Hoffentlich gibt es für uns alle ein fröhliches Wiedersehen in „St. Paul.“*)

Sparlich sind auch die Nachrichten, die uns aus unserer südafrikanischen Mission zugehen. Von Holland aus ist zwar der Verkehr noch möglich; allein, da alle Briefe die militärische Zensur passieren müssen, ist eine offene, freie Aussprache von vornherein ausgeschlossen. Jedenfalls ist die Lage in unserer Mission ernst, und wir haben allen Grund, fleißig zu beten, daß der Herr die Tage der Prüfung abkürzen möge.

Bei diesem Anlaß möchten wir an unsere Freunde und Wohltäter die dringende Bitte stellen, doch der Mariannhiller Mission treu zu bleiben, zumal jetzt in dieser schweren Zeit. Die Glaubensverbreitung hat an sich mit Krieg und politischen Verwicklungen nichts zu tun; der Missionär ist einzige und allein auf die Rettung unseres Seelen bedacht; er eifert für die Ausbreitung des Reiches Christi auf Erden, und würde es unchristlich und unkatholisch finden, wollte man es den armen Schwarzen, an deren Befreiung er arbeitet, entgeltet lassen, daß ihre Heimat nicht einen Teil der vaterländischen Kolonien bildet. Wenn irgendwo, so müssen gerade in der Mission die katholischen Prinzipien in Geltung bleiben und dürfen wir uns nicht irre machen lassen durch das Vorgehen unserer Gegner.

Zum Schlusse noch ein Wort über unser Missionshaus „St. Paul“. Vom Feind blieben wir Gottlob verschont, und somit geht im großen und ganzen alles den gewohnten Gang. Auch Weihnachten konnten wir in Frieden, wenn auch in ernster Stimmung feiern. In der hl. Christnacht wurde abends um 1/28 Uhr im vollbesetzten Thor — die leeren Plätze füllten seit einiger

*) Der brave Bruder hat inzwischen das „Eiserne Kreuz“ erhalten. Die Red.

Zeit unsere Studenten aus — das nächtliche Offizium gebetet. Um 12 Uhr war nach dem erhebenden Bisterzienzer-Ritus ein gesungenes Hochamt, worauf die Laudes gebetet wurden. Am hl. Weihnachtsfeste selbst waren von früh 6 Uhr an die vielen heiligen Messen — „St. Paul“ zählt gegenwärtig fünf Ordenspriester und einen Weltpriester — um 9 Uhr war Prim und Terz, dann Predigt und Hochamt, um 2 Uhr gesungene Vesper mit sakramentalem Segen.

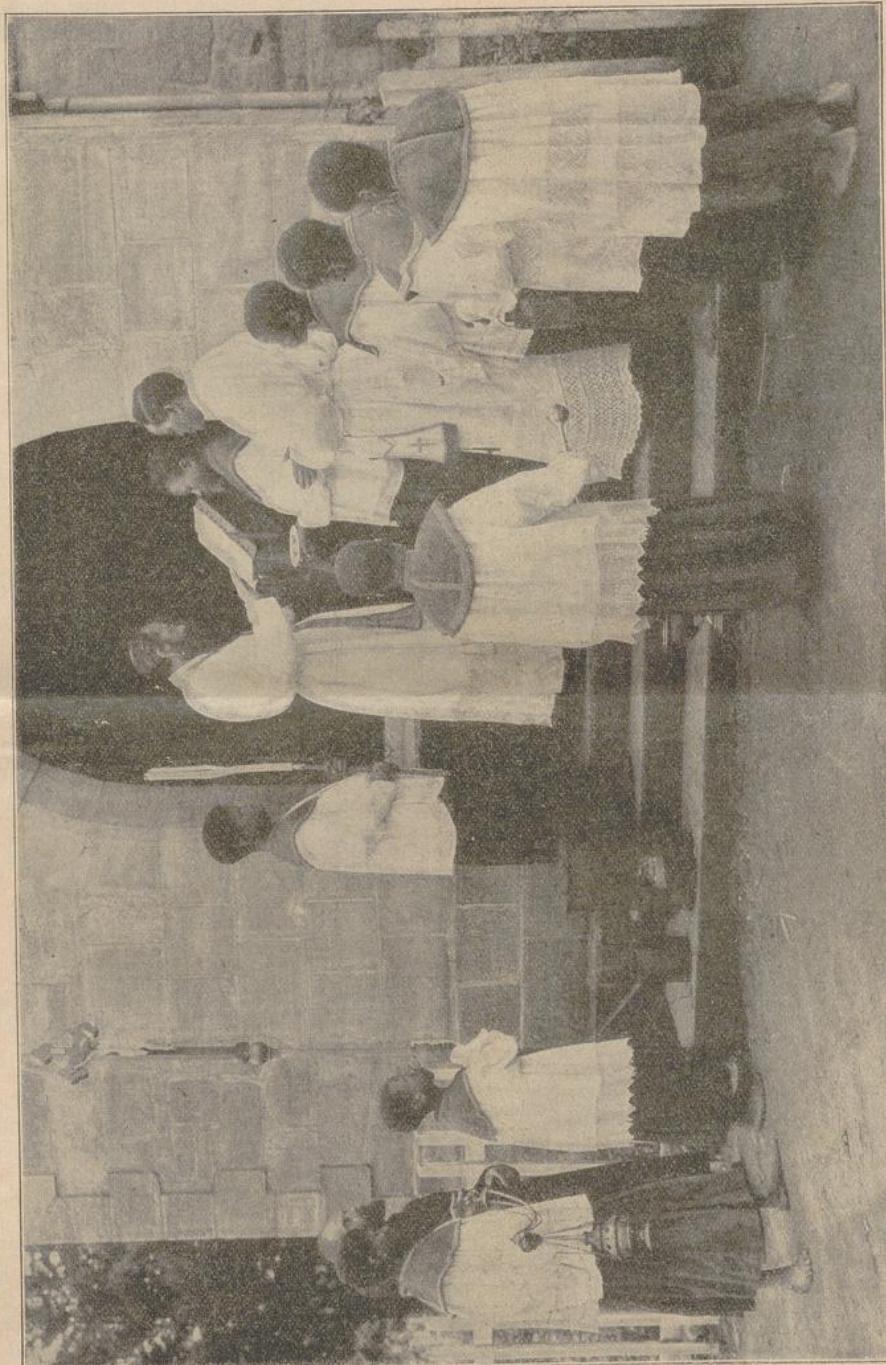
Unsere neue Kapelle mit den drei Altärchen war recht nett geziert, und im Klostergange war eine finnige, durch buntfarbige Lichter und ein rotes elektrisches Lämpchen erhelle Krippe aufgestellt, um die sich den ganzen Tag hindurch fromme Peter scharten. Am zweiten Weihnachtsfeiertage führten unsere Studenten — es sind noch etwa 20 hier — ein passendes Weihnachtsspiel, „der blinde Benjamin“, in recht gelungener Weise auf. Die

Zwischenpausen waren durch Lieder, Deklamationen und lebende Bilder ausgefüllt. Von Arcen und der Umgegend hatten sich etwa 50 Gäste, darunter mehrere Soldaten, die seit Beginn des Krieges Grenzwache halten müssen, eingefunden; alle spendeten den jugendlichen Darstellern lautstark Beifall.

Am Neujahrs- tag fand für die Studenten die Christbesserung statt, die heuer allerdings etwas spärlicher ausfiel als im Vorjahr, doch bei dem gütigen Sinn der jungen Leute tat das der allgemeinen Freude keinerlei Eintrag.

Den würdigen Abschluß der gnadenreichen Weihnachtszeit bildete das Fest der hl. drei Könige, an wel-

chem Tage ein Priester-Novize, der Hochw. Pater Kaspar Helmle, zugleich mit den beiden Brüdern Suitbert Holl und Timothens Fahlenbock die Ordensgelübde nach unsren neuen, vom apostolischen Stuhle approbierten



Weih der Offerterje in „St. Michael“. (Als Diacon dient P. Julius, ein Schorzer Priester.)

Konstitutionen ablegte. Die ganze Klostergemeinde nahm an der schönen, erhebenden Feier innigen Anteil und sang am Schlusse in heller Begeisterung das „Großer Gott, wir loben Dich.“

Möge die göttliche Vorsehung auch fernerhin über unserm Missionshause wachen und uns namentlich

fromme, tüchtige Postulanten zu führen, Männer und Jünglinge voll Glaubenskraft und Opfermut, deren einziges Ziel die größere Ehre Gottes ist und das Heil der unsterblichen Seelen. Das war Gott!

P. Dominikus, R. M. M.

Das Kaffernland in alter Zeit.

(Fortsetzung.)

Im Laufe des siebzehnten und achtzehnten Jahrhundert zog der Jesuitenorden die ostafrikanische Küste in den Bereich seiner Missionstätigkeit und stellte sie unter die Oberaufsicht ihres Provinzials, der seinen Sitz in Goa, Vorderindien, hatte. Im ganzen portugiesischen Gebiete von Sofala bis Mosambique wurden namentlich in der Nähe bestätigter Dörfer oder unter dem Schutze befreundeter Stämme neue Niederlassungen gegründet. Die einzelnen Ordensgenossen pflegten sich dabei zu besuchen und sich gegenseitig von Zeit zu Zeit abzulösen.

Einer dieser Jesuiten-Missionäre, der deutsche Pater Moritz Thoman, der im Jahre 1757 nach Mosambique kam, ergänzt unser Bild über „das Kaffernland in alter Zeit“ auf folgende Weise: „Die Kaffern sind von schwarzer oder taftanienbrauner Hautfarbe, doch je dunkler und schwärzer die Haut ist, für desto schöner wird einer gehalten. Uebrigens sind sie fast durchwegs wohlgebaut, ungemein kräftig und stark und meist lustig und froher Dinge. Nur selten findet man unter ihnen Krüppelhafte Personen; bezüglich Speise und Trank sind sie leicht zu befriedigen, dagegen sind sie keine Freunde schwerer, langandauernder Arbeit.“

Ihre primitive Kleidung besteht entweder in einer Tierhaut oder einem Tuche, womit sie ihre Blöße bedecken. Erhält ein portugiesischer Slave jährlich eine Elle groben Zeuges oder zuweilen ein größeres farbiges Taschentuch als Geschenk, so bekundet er darob die größte Freude und hält sich bezüglich seiner Garderobe für reichlich ausgestattet.

Zu befürchten hat man von ihnen wenig. Sie führen einem Weißen nicht leicht ein Leid zu, geichweige denn, daß sie ihm nach dem Leben strebten, es müßte denn sein, daß sie von ihrem Herrn und Gebieter den Befehl erhalten, einen lästigen Menschen heimlich aus dem Weg zu räumen, wie dies vor einigen Jahren einem Missionär zu Tote begegnete, welcher das ärgerliche Leben einiger Vornehmen mit etwas kräftigen Ausdrücken gerügt hatte. Dagegen stehlen und rauben sie gerne und legen in dieser Beziehung oft eine List und Schlauheit an den Tag, die man ihnen gar nicht zutrauen sollte.

Auch zu gewissen Handwerken lassen sie sich leicht abrichten. So gibt es z. B. schwarze und zwar äußerst geschickte Schmiede und Goldarbeiter, auch Schneider, Zimmerleute und Köche. Die Kochkunst lernen sie von den weißen Kolonisten, und die Portugiesen lassen ihre Küche gewöhnlich von den schwarzen Eingeborenen besorgen, doch meist von Knaben und Jünglingen, nur selten von Frauen.

Im Essen sind sie nicht wählerisch; sie verschlingen Mäuse und Heuschrecken und essen das Fleisch von Elefanten und Flusspferden, selbst wenn es schon faul und stinkend geworden ist. Ihre hauptfächliche Speise jedoch ist Amabele, eine Hirsenart, die jedoch weit größer ist, als die europäische. Daraus bereiten sie einen nahrhaften Brei. Da ihnen natürlich eine Mühle ein unbekanntes Ding ist, so zerreiben und zermahlen die

Frauen die Körnerfrucht in einem ausgehöhlten Stein zu grobem Mehl und kochen daraus einen dicken, zähnen Brei. Haben sie dazu noch ein Stück Fleisch oder einen Fisch, so wähnen sie, sie hätten einfürstliches Essen. — Im Notfall essen sie auch das rohe Mehl oder die in Wasser eingeweichte Hirse, zumal auf Reisen und wenn sie keine Zeit und Gelegenheit haben, den üblichen Brei zu bereiten.

Wasser ist ihr gewöhnlicher Trank, und der Schwarze achtet wenig darauf, ob es aus einer Quelle kommt oder ob er es aus einem Flusse oder gar aus einer schmutzigen Pfütze schöpfen muß. Sie bereiten sich auch eine Art Bier, von ihnen Bombe genannt, und zwar aus halbgebrochener Hirse, die sie in Wasser solange gären lassen, bis die Brühe dick wird und fast wie Buttermilch aussieht. Dann seift man sie durch ein Tuch oder eine Binsenmatte, und der Trank ist fertig. Dieses Kaffernbier hat einen säuerlichen Geschmack, fühlt und nährt, wirkt aber, im Übermaße genossen, auch herauschend. Gewöhnlich braut man es nach der Ernte, und jung und alt belustigt sich dann bei Spiel und Tanz unter dem lärmenden Klange ihrer sonderbaren musikalischen Instrumente.

Ihre Musik besteht hauptsächlich aus sechs bis sieben Trommeln von verschiedener Größe; doch darf man sich darunter nichts anderes vorstellen, als bis zur Hälfte ausgehöhlte Blöcke, worüber eine starke, in der Mitte mit Pech bestrichene Tierhaut gespannt ist. Darauf schlagen sie nun mit Fäusten und Prügeln, wodurch ein Schall hervorgebracht wird, den man eine halbe Stunde weit hört. Zu einer vollständigen Musik gehören übrigens nach ihrer Ansicht auch gewaltige Ochsenhörner, an die man mit einem Stocke schlägt, sowie ein großer Triangel aus Stahl. Der mit der Musik verbundene Gesang, wobei sie meist die Vorzüge ihres Gebieters verherrlichen, läßt an Kraft und Stärke nichts zu wünschen übrig. Mag ein solches Ständchen für ein europäisches Ohr betäubend und qualvoll sein, so muß man dennoch geduldig zuhören und am Schlusse die Musikanten für die erwiesene Ehre gehörig beschenken.

Uebrigens haben die Kaffern auch feinere Musikinstrumente, die gar nicht so übel klingen. Eines derselben besteht aus einem Brettchen, worauf mehrere stählerne Züngelein von verschiedener Größe befestigt sind. Das Brett selbst wird der besseren Resonanz wegen in einen großen, ausgehöhlten Kürbis eingesetzt und man spielt darauf, fast wie auf einem Klavier, sehr künstlich. Ein anderes Instrument ist aus größeren und kleineren Rohrstücken zusammengesetzt, ungefähr wie eine Banspfeife; es wird auch ähnlich wie diese gespielt und klingt gar nicht übel. Als das feinste und beliebteste Instrument aber gilt eine Art Geige, nämlich ein halber Bogen, an den eine Saite von Haarwachs gespannt ist, in deren Mitte ein kleiner, ausgehöhlter Kürbis sitzt. Dieser Kürbis wird auf die bloße Brust gelegt, während man mit der linken Hand, ähnlich wie bei unseren Geigen, die Griffe macht und mit einem Rüttchen in der rechten Hand auf die Saiten schlägt. Auf diese Weise spielen die Schwarzen stehend oder gehend zu ihren lustigen Tänzen auf.

Gewöhnlich laden sich benachbarte Dörfer gegenseitig zu ihren Festen ein. Da wird dann geschmaust und Bombe getrunken, gespielt, getanzt und geschwelgt, bis der letzte Topf leer ist. Daz sie wochenlang darauf Hunger leiden und in der Not wilde Baumfrüchte oder gar Wurzeln und Baumrinden essen müssen, kümmert

sie wenig. Die Hauptfache ist, daß sie sich einmal gehörig satt essen, trinken, tanzen und spielen und sich nach Herzenslust austummeln könnten.

(Fortsetzung folgt.)

Eine laffrische Wahrsagerin.

Von Schw. Amata, C. P. S.

Citeaux. — Nokusa war schon ziemlich auf Jahren. Ihr Mann längst tot und alle ihre Kinder verheiratet, als sie eines Tages von einer sonderbaren Krankheit besessen wurde. Sie wurde, wie sie mir selbst erzählte, von einer unsichtbaren Macht hin- und hergezerrt und auf- und niedergeworfen. Alt-heidnischem Brauche gemäß wurde gleich zu einer benachbarten Zauberin, Mondona mit Namen, geschickt. Ihre Erklärung war, Nokusa sei körperlich schwach, doch geistig stark, sie habe einen hellen Kopf, und die Amadhlozi (Geister) verlangten, daß sie Wahrsagerin würde.

Nokusa hatte nie nach solcher Kunst verlangt, allein da die „Götter“ es wollten, so war es ihr auch recht und erklärte sich sofort bereit, sich durch Mondona in die schwarze Kunst einführen zu lassen. Die genannte, weit und breit berüchtigte Wahrsagerin kam und begann sofort mit ihrer Kur.

Nokusa mußte sich zunächst von der Außenwelt abschließen; zum Aufenthalt ward ihr bis auf Weiteres der dunkle Hinterteil ihrer Hütte angewiesen, der durch aufgehängte Binsenmatten zu einem Kämmerchen eingerichtet worden war. Mit keinem Menschen durfte sie mehr verkehren, ausgenommen mit ihrer Lehrmeisterin, die

Tag und Nacht bei ihr war und ihr fleißig „Medizinen“ verabreichte, teils innerlich zu Einnahme, teils äußerlich zu Waschungen. Denn sollte Nokusa eine richtige Zauberin werden, so mußte sie vor allem ganz „rein“ sein; und das bewirkten die geheimnisvollen Medizinen.

Die Patientin erklärte später, es seien ihr von den angeblichen Geistern nach und nach alle Haare abgerupft worden. Zum Eratz mußte sie einen Grasbüschel, von den Schwarzen isiqungwa genannt, auf den Kopf binden und einen zweiten Grasbüschel am



Missionschule in Himmelberg.

Eingang ihrer Hütte aufhängen. Kam dann ein Besuch, was jedoch erst gestattet wurde, nachdem sie schon teilweise in die schwarze Kunst eingeführt war, so mußte sie fleißig an einem solchen Büschel fauen und dabei in der ganzen Hütte kräftig ausprüfen, nebenbei natürlich auch die Augen verdrehen, die Leute anstarren, hin- und herrennen, kurz, sich wie total verrückt benehmen. Die Besucher ließen kleine Geschenke zurück, meist Löfferringe, die sie auf den Boden warfen, und die nachher die angehende Wahrhagerin als Schmuck und Zier an den Armen befestigte.

Für gewöhnlich dauerte so eine „Kur“ ein halbes Jahr; Nofusa aber zeigte sich als eine sehr gelehrige Schülerin, daß sie schon nach anderthalb Monaten als „reif“ erklärt wurde. Sie war dessen herzlich froh, schon wegen der glücklich beendeten Hungerkur; denn sie hatte während der ganzen Zeit strenge Diät halten müssen, und in Gegenwart anderer durfte sie nie einen Bissen zu sich nehmen.

Nun galt es aber, Proben ihrer neuen Kunst abzulegen. Die Leute versteckten Glasperlen, Geld usw., und sie mußte ausfindig machen, wo die Sachen seien. Nofusa hatte Glück, sie fand fast regelmäßig das geheime Versteck und gelangte dadurch in den Ruf einer großen, ausgezeichneten Wahrhagerin. Niemand freute sich darüber mehr, als ihre Lehrmeisterin, die alte Majonda. Sie führte ihre Schülerin aus dem Hinterteil der Hütte heraus, zeigte sie dem erstaunten Volk und opferte zum Dank gegen die Götter eine weiße Ziege. Nofusa mußte sich am ganzen Leibe mit weißer Erde bestreichen und Fell und Gallenblase der Opferziege umhängen. Aus der ganzen weiten Umgegend kamen alle Wahrhagerinnen herbei, die sie in ihrer neuen Würde anerkannten und ihr gratulierten; die eigenen Verwandten aber brachten Geschenke, speziell Ziegen und Ochsen, von welchen einige geschlachtet wurden. Den größten und schönsten Ochsen aber erhielt ihre Lehrmeisterin, die alte Majonda.

Nofusa eröffnete ohne Säumen ihre Praxis. Wer etwas verloren hatte, krank war oder irgend etwas Geheimes und Verborgenes wissen wollte, kam zu ihr und fragte sie um Rat, Hilfe und Auskunft. Ihr Ruf stieg immer mehr; aus weiter Ferne kamen die Leute zu ihr und brachten ihr Geschenke; kurz, das Geschäft blühte.

Auf meine Frage, wie sie denn gewußt habe, was sie den Leuten antworten solle, erklärte sie, es sei nachts eine schwarze Gestalt zu ihr gekommen, die ihr alles gesagt habe. Sie habe ihr z. B. mitgeteilt, am nächsten Tag würde der und der kommen und dies und das fragen, und sie habe ihm so und so zu antworten. Sie habe bei solchen Gesprächen am ganzen Leibe gezittert und sei oft unter großen Schmerzen hin- und hergeworfen worden, so daß sie laut gerufen und geheult habe; wenn dann aber die bezeichneten Leute kamen und sie die Antwort gegeben hatte, sei sie wieder ruhig geworden. Wie weit die letztere Angabe auf Wahrheit oder Einbildung, Täuschung und Trug beruht, sei dahingestellt. Es wird immer schwer halten, in solche Sachen volle Klarheit zu bringen.

Nofusa hatte eine Enkelin, Fihwase mit Namen, die in ihrer Hütte wohnte. Die Kleine begann allmählich den sonntäglichen Gottesdienst in unserer Missionskirche zu besuchen und bat zuletzt um Aufnahme in die Stationsschule. Ihre Bitte wurde mit Freuden gewährt. Dies bewog nun Nofusa, die Großmutter, ebenfalls von Zeit zur Zeit zur Missionsstation und zum Gottesdienst zu kommen. Anfangs kam sie jedenfalls bloß

deshalb, um ihr Enkelkind zu sehen, allmählich aber begann der Samen des göttlichen Wortes, das sie beim Unterricht und in der Predigt vernommen, in ihrem Herzen Wurzel zu schlagen; sie kam immer fleißiger zur Kirche, ließ sich unter die Zahl der Katechumenen aufnehmen und wurde getauft.

Ihr Geschäft als Wahrhagerin hat sie natürlich längst an den Nagel gehängt. Sie bekannte jetzt selbst, es sei ein böses und ungerechtes Gewerbe gewesen; sie hätte es übrigens von selbst aufgeben müssen, denn seit sie unseres Gottesdienst besuchte, sei der Schwarze nicht mehr zu ihr gekommen und habe ihr nicht mehr gesagt, was sie den Leuten auf ihre Fragen hätte antworten sollen. Auf den ungerechten zeitlichen Gewinn leiste sie gerne Verzicht, denn als überreichen Ersatz habe sie im heiligen katholischen Glauben die Ruhe und den Frieden der Seele gefunden.

Ein Besuch in Clairvaux.

Vom Hochw. P. Eucharius Adams, R. M. M.

Am 5. Juli 1914, einem Sonntag, nahm ich Abschied von Citeaux. Während Bruder Albin die Zugtiere einspannte, begab ich mich langsam auf den Weg bergan. Offen gestanden, ich traute dem Dreigespann wenig. Der Wagen war eine zweitürige Trab. In der Schere ging ein Pferd, zu beiden Seiten war je ein Maulesel beigespannt. Von der Höhe des Berges sah ich der Abfahrt zu. Das Pferd, ein ehemaliger Polizistengaul, bockte ein wenig. Die zwei Maulesel jedoch ließen es nicht zum Stillstehen kommen, und so mußte es mit den Berg hinauf. Dort stieg ich ein und fort ging's. Merkwürdige Tiere, diese Maulesel! Bergan nahmen sie es mit den Ziehen gar nicht scharf, ging es aber bergab, dann zogen sie aus Leibeskräften, so daß der Gaul, der die Last des Wagens zu tragen hatte, trotz Bremse denselben kaum halten konnte. Da wir einen sehr steilen Berg hinauffahren sollten, hielten wir an und mein braver und erfahrener Kutscher hatte den Mauleseln je einen Zugstrang aus, so daß sie kein Unheil anrichten konnten. Wir durchfuhren den Mkomazana- und Umkomanzi-Fluß, deren Uferten nicht die besten sind und gelangten langsam nach Clairvaux.

Hören wir die ersten Berichte aus der Chronik dieser Station: „Einstens ritt ich“ — so schreibt P. Manuet Poll — „von Reichenau durch die Impendhle-Reierve zum Empafana-Fluß und nahm den alten steinigen Weg oben hinter der „Cairns-Farm“, jetzt Clairvaux genannt, der sich sehr steil den Berg hinaufwindet. Als ich von oben hinunterkam in das weite Tal und die vielen Kraals sah, tat es mir leid um die vielen in der Finsternis des Heidentums schmachtenden Seelen, und ich dachte bei mir selbst: Für diese vielen Kaffern sollte doch eine Missionsstation errichtet werden. Es sollte ein Plätzchen für eine Kirche und Schule erworben werden.“ — Später besuchte ich die Gegend nach verschiedenen Richtungen hin, um mich mit Land und Leuten bekannt zu machen.

Eines Abends bei Mondchein statte ich dem Häuptling Masahleni von Impendhle einen Besuch ab und bat ihn um die Erlaubnis, in seinem Bezirk eine Schule errichten zu dürfen. Als er sich kurz mit seinen Räten besprochen hatte, antwortete er mit einem strammen und zugleich energischen „Ja! Nein!“

Ein anderes Mal besuchte ich den Magistrat von Impendhle, Mr. Boast, welchen ich gut kannte, weil er

zuvor unser Magistrat in Bulwer gewesen war. Dieser machte mich auf „Cairns“, Mr. Grosses Farm aufmerksam, die verkauflich war. — Eines Morgens, anfangs 1896, begab ich mich mit unserem Bruder Nivard von Reichenau aus über den von Nebel eingehüllten Mahaqua und durch die fast vollen Flüsse Mkomazana und Umkomanzi nach „Cairns“, wo Mr. Große uns erwartete und wir den Kauf formell mit ihm abschlossen.

Aber erst anfangs Mai 1896 hielt ich mit Dr. Leopold feierlichen Einzug in „Cairns“, d. h. „Steinhaufen“, das wir Clairvaux, d. h. Hellsatal taufen, obwohl der Name Kreuztal besser gepaßt hätte. Das erste Jahr wurde dazu verwendet, das Däficht etwas zu lichten, „Notbauten herzustellen, Garten und Felder anzulegen, wie auch ganz besonders um die Herzen der ringsumherwohnenden Kaffern für die Annahme des Christentums vorzubereiten.“ —

Am 3. Mai 1896, am Feste der Auferstehung des hl. Kreuzes, wurde zum ersten Mal das hl. Messopfer in Clairvaux dargebracht. Erst Oster-Dienstag 1897 wurde eine Schule mit 8—10 Kindern eröffnet. Diese wuchs allmählich auf die stattliche Zahl von 120 Knaben und Mädchen. „Hierauf kam“ — so berichtet der Chronist weiter — „eine große Heimsuchung und schwere Prüfung über Clairvaux, nämlich der Typhus, der mehrere Erwachsene und auch Kinder hinweggraffte. — Ein rührender Zug aus jener Periode möge erwähnt werden: Ein Mädchen von Impafana, etwa neun bis zehn Jahre alt, erkrankte schwer am Typhus. Als die Mutter das hörte, kam sie zur Station, um ihren Liebling zu

pflegen. Das Kind zeichnete sich durch Unschuld und Sittsamkeit aus, und ich taupte es in seiner Krankheit. Unterdeßen wurde auch die Mutter krank. Während ich neben dem Schmerzenslager der Mutter saß, sie Beicht



Springdale, eine Katechetenkapelle von „St. Michael“. (Der bordierte Raum wird als Kapelle benutzt.)

zu hören, sang ihr Löchterchen einige Schritte entfernt mit dem Tode. Unter dem wiederholten Ruf: „O! Ukulunkulu wamil! O! Mein Gott! hauchte sie ihre unschuldige Seele aus.“ —

Die Nachfolger des seeleneifrigen Missionärs setzten

das von ihm begonnene Werk mit bestem Erfolg fort, wie die neueste Statistik der Station beweist. Die letzten Nummern sind im: Taufbuch 1117, Totenbuch 333, Firmbuch 624, Gebuch 46. — Im letzten Jahre wurden getauft 70 Kinder, 65 erwachsene Heiden, 6 Protestanten traten zur katholischen Kirche über. Erstbeichtende waren es 23, Erstkommunikanter 36, die Zahl der Jahresbeichtten betrug 4312, die der Jahreskommunionen 9143. Die Schule wurde von 18 Knaben und 45 Mädchen besucht; dazu kommen noch 16 Kinder, welche die Tagesschule in der Außenstation Loteni besuchen. Ferner hat das Marienhaus 7 und der „Weiberrost“ 5 Insassen, so daß die Station täglich 90 Schwarze zu beköstigen und zu versorgen hat.

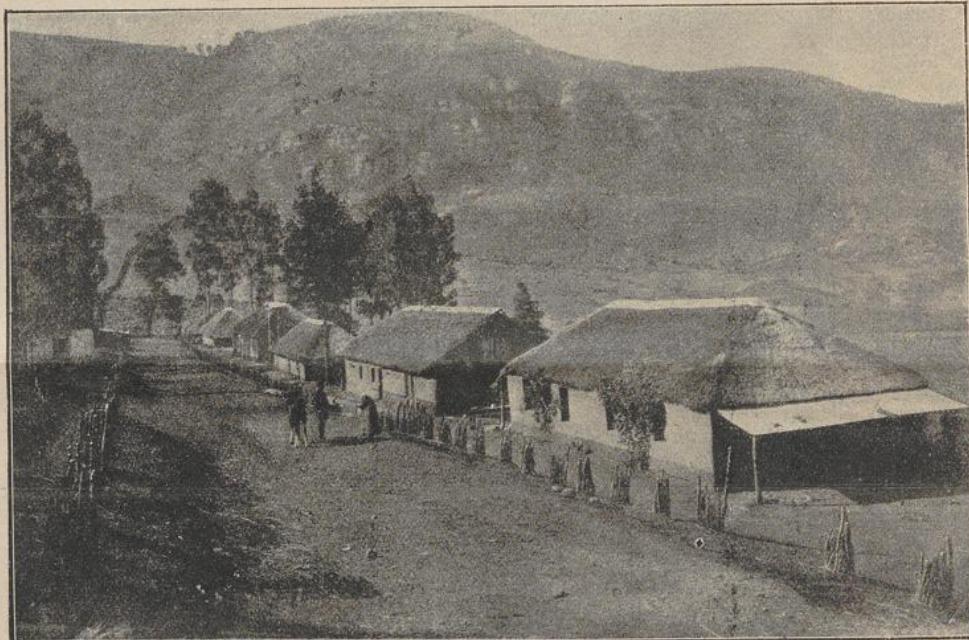
Schon vor 14 Jahren sah ich die Station Clairvaux zum ersten Mal. Ich fand damals als Kirche, Schulen, Brüderwohnung und Schwesternhaus armelige Ratten-

Erinnerungen aus dem Missionsleben.

Von Br. Casimir, R. M. M.

Clairvaux. — Es war im März des Jahres 1909; schon volle sechs Jahre hatte ich auf der Missionsstation Lourdes in der KapProvinz zugebracht, wo ich mich ungemein heimisch fühlte und sozusagen schon das Bürgerrecht erworben hatte. Da kam eines Tages vom Ordensobern in Mariaburg der Befehl: „Gehen Sie nach Empfang dieser Zeilen nach Himmelberg.“ Gut, dachte ich mir, Gehorsam ist des Christen Pflicht, schnürte meinen Bündel und ritt auf dem Rücken eines munteren Rößleins dem neuen Bestimmungsorte zu.

In Camas traf ich den hochwürdigsten Abt Franz Pfanner, den Gründer Mariaburges. Er zählte damals allerdings schon über 83 Jahre, doch ahnte ich, als ich ihm die Hand zum Abschiede bot, nicht, daß sein Ende



Missionsstation Clairvaux, Südafrika.

bauten, die mit Stroh gedeckt waren. Als ich nach einigen Jahren wiederkam, fand ich noch einige neue Notbauten derselben Art. Und jetzt traf ich ein Dörfchen solcher Häuser und Häuschen an. Aber wie viele von diesen Notbauten sind dem Einsturz nahe und ihr Einsturz wird nur durch die unterstellten Strebebalken verhindert!

— Da konnte unser Hochw. Vater Abt nicht mehr zu sehen. Es wurde der Bau einer neuen Kirche aus Sandstein in Angriff genommen. Doch muß, wie ich höre, die Fortsetzung des Kirchenbaues einstweilen eingestellt werden, da die Schwestern unmöglich länger in den alten Räumen wohnen können. Das ist eine Not! Dazu ist die Station ganz arm! Da muß Gott durch gute Leute helfend eingreifen! Bedenkt man noch, daß infolge der großen Trockenheit des letzten Jahres eine Missernte war und schon jetzt der Sack Mais in dieser Gegend über 20 Mark kostet, so fragt man sich mit Angst: „Woher Brot nehmen für so viele?“ — Möchten die lieben Wohltäter des armen Clairvaux eingedenkt sein!

schon so nahe sei. Wenige Wochen darauf deckte ihn die frische Erde.

Die zweite Station, die ich berührte, war „St. Isidor“, eine Filiale von Mariatal. Hier fand ich meinen alten Freund und Landsmann, Bruder Avelinus, und konnte manch' liebe Erinnerung wieder auffrischen. Zu längerem Verweilen gab's allerdings keine Zeit. Am nächsten Morgen suchte ich die Bahnhofstation La Trappe auf, die ein halbes Stündchen von „St. Isidor“ entfernt, mitten in einer Wattel-Plantage liegt, und fuhr von dort mit der südafrikanischen Kleinbahn hinüber nach „St. Michael“.

Gegen Mittag kam ich an, fand gastliche Aufnahme und sah mir dann die schöne Missionsstation näher an. Am besten gefiel mir die Kirche, die einen ungemein günstigen, so recht zur Andacht stimmenden Eindruck auf mich machte. Auch die Brüderwohnung fand ich recht traut und anheimelnd, während die Schulen und übrigen Bauten, meist armelige Lehmhütten, noch recht primitiven Charakter trugen, wie es eben bei den ersten

Noitbauten immer der Fall ist. Dennoch herrschte überall unter dem munteren schwarzen Völkchen ein fröhliches, lustiges Treiben. Glück und volle Zufriedenheit war auf jedem Gesichte zu lesen.

Nach ein paar weiteren Stunden erschien mein neuer Oberer, der Hochw. P. Manuer Poll, damals Superior von Himmelberg, auf der Bildfläche. Er war zu einem kleinen Besuch nach „St. Michael“ gekommen und wollte noch am gleichen Tage nach Himmelberg zurückkehren. Somit hatte ich den denkbar besten Begleiter und Führer bekommen. Himmelberg ist drei Wegstunden von „St. Michael“ entfernt, und es war schon stockfinstere Nacht, als wir zusammen dort eintrafen. Ich war ordentlich müde und suchte daher bald den Strohsack auf.

Wie staunte ich am andern Morgen über die herrliche Lage unserer Station! Himmelberg liegt, von

Innern trägt Holzverschalung, und es ist da ganz gut wohnen; überdies sind solche Bauten rasch und verhältnismäßig billig hergestellt. Den besten Eindruck machte das Schulhaus, und seine schönste Zierde waren die vielen munteren Kinder. Ich fühlte mich sofort heimisch.

Bruder Juniperus ließ es sich nicht nehmen, mir auch mein „Leibroß“ zu zeigen. Er führte mich zu einer mit Blech gedeckten Bude, die hier als Pferdestall dienen mußte. Da standen zwei Rößlein, ein kräftiger Brauner, den der Pater Missionär zu reiten pflegte, und ein zweites, minder ansehnliches, das der Bruder als den Leibgaul des Induna oder Stationschäffners bezeichnete. Ich sah mir den Burschen näher an; er hatte jedenfalls schon eine gute Anzahl Jahre auf dem Rücken und nutzte schon allerlei „geleistet“ haben. Die Knie bildeten einen stumpfen Winkel; das ließ auf vieles



Missionsstation Lourdes in der Kapitolonie.

einem schwärmigen Wattewäldchen umgeben, auf dem Plateau eines mäßig großen Hügels, von wo aus das staunende Auge nach allen Himmelsrichtungen hin eine herrliche Aussicht genießt. Gegen Südosten zu liegt der mächtige, weit in die Lande schwärmende Inhlaufa-Berg (sprich Inhlaufa) mit seinen vielen Ausläufern, während gegen Süden und Südwesten zu der Blick über ein förmliches Gewoge von Hügeln und Tälern bis zum Indischen Ozean hinüberschweift. Bei reiner Luft erkennt man deutlich die Schiffe, die zwischen Durban und Kapstadt hinauf- und herunterfahren, und bei stürmischer See sieht man, wie die weißen Wogenkämme sich heben und in der Tiefe verschwinden.

Doch mehr als alles andere interessierte mich die eigentliche Missionsstation. Bruder Juniperus machte den freundlichen Führer und zeigte mir alle die kleinen Herrschaften. Himmelberg steht unter dem Zeichen des Wellblechs. Einige Lehmhütten abgesehen, sind alle Bauten aus Wellblech ausgeführt; nicht nur das Dach, sondern auch die Wände sind aus Blech. Das

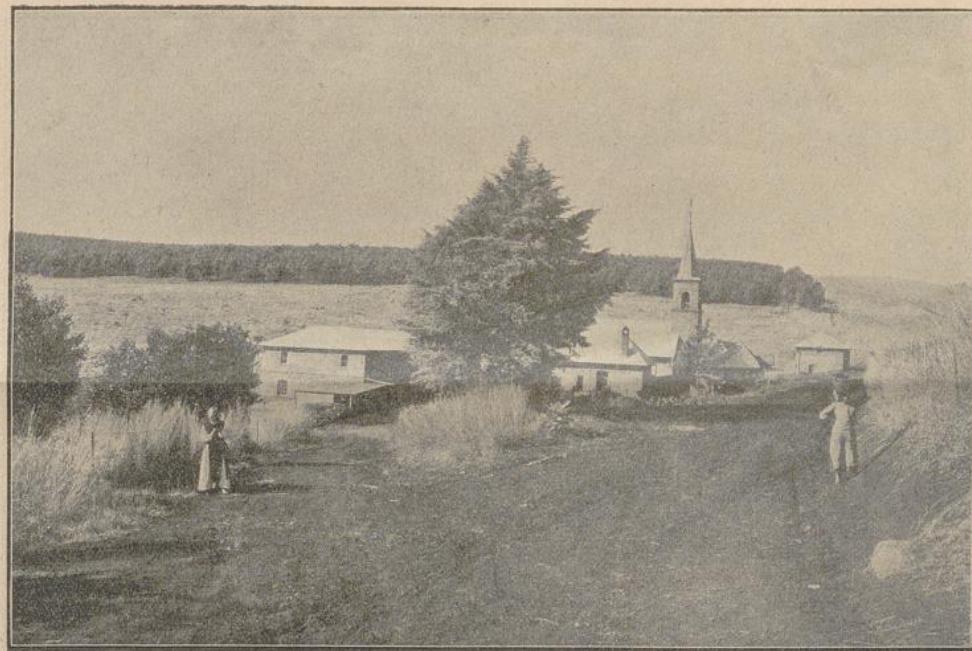
schließt. Bald sollte ich den „Holzboden“, wie der Gaul auch benannt wurde, näher kennen lernen. Pater Superior ritt nämlich nach einigen Tagen in die Gegend von Umfinto, und ich sollte ihn dabei begleiten. Auf dem Hinweg ging es so leidlich gut. Die wildromantische Gegend gefiel mir prächtig, so daß ich auf mein Rößlein fast ganz vergaß. Diese Hügel und Berge und Täler ringsum! Dabei vom Fuß bis zur Spize mit üppigen Zuckerrohr-Plantagen bedeckt. Ich kam als Neuling aus dem Schauen und Staunen gar nicht heraus. Unten im Tale stand die große Zuckersfabrik, wo vom Morgen bis zum Abend Hunderte von Hindus tätig waren. Die meisten hatten strenge Arbeit, teils im Freien, auf den Zuckerplantagen, teils im Innern, in der Fabrik und allem, was dazu gehörte. Einige schienen auch besser situiert zu sein, wenigstens trugen sie einen silbernen Ring an der großen Zehe. Bei den Frauen bilden Riesenringe einen sehr beliebten Schmuck.

Nach Abwicklung unserer Geschäfte ließen wir die Pferde beschlagen und ritten dann wieder der Missions-

station zu. Nun wollte mir mein Leibgau offenbar zeigen, zu welchen Leistungen er sich in seinen alten Tagen noch erschwingen könne. Mit einem Schlage ging er durch und machte dabei solch tolle Sprünge, daß ich buchstäblich in Gefahr kam, den Hals zu brechen; denn das alte, krummbeinige Tier konnte jeden Augenblick zusammenbrechen. Schließlich hielt ich ihn doch und fand so mit heiler Haut nach Hause. Da ich fürchtete, der sonderbare Kauz möchte mir eines Tages tot im Stalle liegen, verschacherte ich ihn an einen Indier um den Preis von fünf Sac Bohnen, die unsren vielen Stationkindern sehr zu statthen famen. Der Indier seinerseits, der dem tüchtlichen „Holzbock“ auch nicht rechttraute, verlopste ihn an einen seiner braunen Landsleute und profitierte dabei fünf blonde Mark. Der neue Eigentümer umwidelte als vorsichtiger Mann die Knie des alten Rößleins mit Tuchlappen und versprach sich

prächtiges Tier, nur außerordentlich wild und stötzig, wie ich hörte. Doch das störte mich nicht. Ich ging zum Weizen, arbeitete bei ihm eine gewisse Zeit, und bekam zum Lohn dafür die genannte Kuh.

Bergnützt trabte ich der Heimat zu und bat meine Brüder und Freunde, mir das Tier holen zu helfen. Sie gingen sofort mit, doch wir alle zusammen hatten mit dem stötzigen, eigenfünigen Tier ein harres Stück Arbeit. Wir mußten es frei treiben, denn am Stricke führen ließ es sich absolut nicht. Es blieb auch auf keinem Weg, sondern brach beständig, bald nach dieser, bald nach jener Richtung hin, aus. Jeden, der sich ihm nahte, drohte es auf die Hörner zu nehmen und zu durchbohren; kurz, es war eine Kuh auf Leben und Tod. Manchmal schien es müde zu sein, doch nur zum Schein; kurz darauf gebärdete es sich wilder als zuvor und rannte abermals davon.



„St. Isidor“, eine Filiale unserer Missionsstation Mariatal.

davon jedenfalls viele Vorteile. Wielange ihm der Gaul noch Dienst tat, kann ich leider nicht sagen, denn ich kam bald darauf wieder fort. Heute modern des „Holzbocks“ Knochen jedenfalls schon lange in einer stillen Ecke.

(Fortsetzung folgt.)

Heldenmut einer schwarzen Mutter.

Von Br. Cosimir Breinl, R. M. M.

Clairvaux. — Einer unsrer schwarzen Christen erzählte mir einst folgendes: „Es war in der guten alten Zeit; von den schrecklichen Viehseuchen, die heutzutage ganze Herden hinweggraffen, wußte man dazumal so viel wie nichts. Man kannte mit seinem Vieh, wohin man wollte, ohne durch eine Grenzsperre oder die jetzigen vielen Drahtzäune gehindert zu sein.“

„Ich selbst“, so fuhr der Schwarze fort, „war gerade daran, mein ukulobola, die Morgengabe für die Braut, vollends zu stellen; es fehlte nichts mehr als eine Kuh. Ein benachbarter Farmer hatte eine; es war ein großes,

Zuletzt rannne die wilde Kuh einem Käffernkraale zu. Dort saß ein Kind vor der Hütte und spielte ahnungslos mit kleinen Steinchen am Boden. Sofort ging die Kuh mit gesenkten Hörnern auf das Kind los, um es zu durchbohren. Man denke sich unsren Schrecken! Helfen konnten wir nicht, denn wir waren viel zu weit zurück, und all unser Rufen und Drohen war umsonst.

Da plötzlich stürzt mit lautem Aufschrei die Mutter des Kindes herbei, faßt das wütende Tier furchtlos bei den Hörnern und reißt es mit gewaltigem Ruck auf die Seite. Nun bleibt die Kuh ruhig stehen; ein heftiges Zittern durchhebt sie am ganzen Leib, bis sie plötzlich tot zusammenfällt. Die reizolute Frau hatte ihr das Genick gebrochen! —

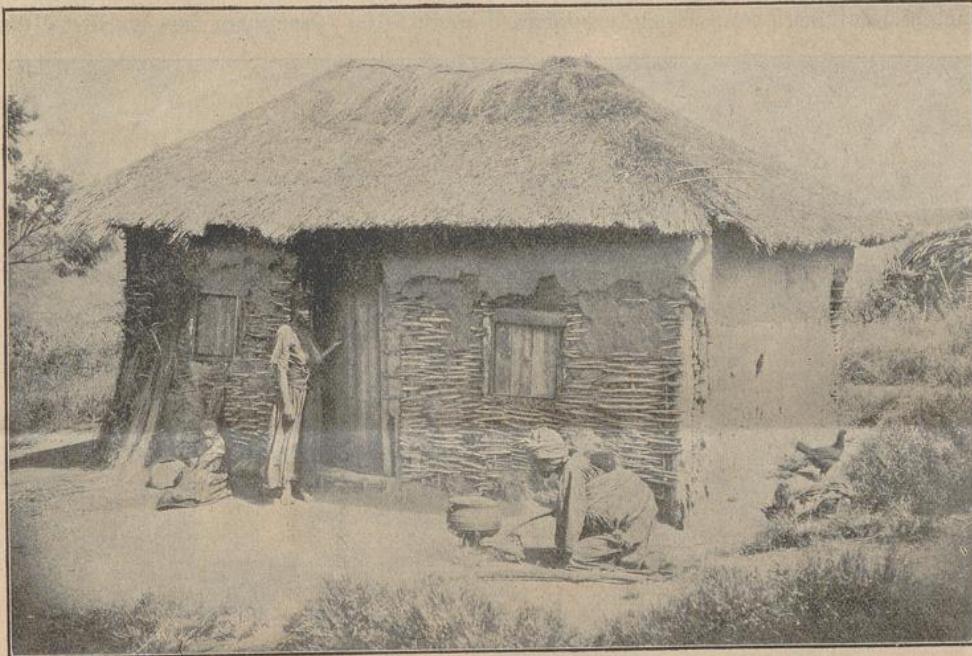
Ich kann nicht sagen, wie uns alle das ergriß! Sprachlos standen wir vor dem zu unsren Füßen liegenden Tier; endlich faßte ich mich und dankte Gott aus innerstem Herzengrunde für die fast wunderbare Rettung des Kindes. Den Verlust der wilden Kuh nahm ich gerne mit in den Kauf, ja, ich war in gewisser

Beziehung froh, daß ich sie los war, denn sie hätte noch allerlei Unheil anstiften können.

Kurz darauf war eine Menge Volkes auf dem Plan. Ein gefallenes Stück Vieh ist immer ein Ereignis, das einen ganzen weiten Bezirk in Alarm bringt. Die Männer griffen rasch zu, zogen der Kuh die Haut ab und fingen an, die Beute zu zerlegen und zu verteilen. Eine große Portion des Fleisches samt der Haut befam das starke Weib, die Nettelin ihres Kindes, die ihr Leben so mutig in die Schanze geschlagen hatte. Dann wurden lustige Feuerchen angemacht, man begann zu braten, zu schmaulen und zu essen; und noch lange darnach erzählte man von der Heldenat dieser mutigen Frau."

Da gab's kein langes Bedenken; Nobadula, der mehrere Pferde sein eigen nannte und ein vorzüglicher Reiter war, sattelte sofort sein bestes und mutigstes Pferd und ritt bei Sonnenuntergang weg. Bis die Sonne im Osten aufging, hoffte er bei seinem kranken Vetter zu sein, denn er wollte in scharfem Trab die ganze Nacht hindurch reiten. Doch es sollte anders kommen.

Nobadulas Kraal lag mitten in den Bergen, und so konnte er in der ersten Stunde nicht so ganz nach Wunsch vorankommen; als er aber die ebene Dronk-Blei erreichte, ließ er sein mutiges Rößlein laufen, so schnell es nur konnte. Wohl wurde es inzwischen Nacht und ziemlich finster, allein Nobadula, der den Weg sehr gut kannte, ließ sich dadurch nicht beirren; ja, er wagte es



Christliche Kaffernhütte bei Himmelberg.

Ludowika, das starke Weib.

Von Br. Gerold Heller, R. M. M.

Czenstochau. — Daß auch ein Weib in der Mission viel Gutes wirken kann, wenn sie von ihrem christlichen Glauben fest und innig durchdrungen ist, sehen wir an Ludowika, einer Tochter des alten Dainbuza, von dem wir im letzten Jahrgang unseres Missionsblättchens so vieles erzählten. (Siehe "Bergzmeinnicht" 1914, Sept.-bis Nov.-Nummer.)

Ludowika wurde vom lieben Gott frühzeitig in die Leidenschule genommen und lernte da, still und gottgereden schwere Schicksalsschläge zu ertragen. Da sie noch Katechumene war, verlor sie plötzlich ihren Mann, Nobadula mit Namen. Die Sache kam so:

Nobadula saß eines Tages vor seiner Hütte; da kommt plötzlich ein Vate daher mit der Meldung, am untern Umsimku, eine Tagreise von Czenstochau entfernt, sei einer seiner nahen Verwandten schwer erkrankt. Nobadula möge doch schnell zum Kranken kommen, denn er habe ihm vor seinem Hinscheiden noch eine sehr wichtige Sache mitzuteilen.

jogar, die breite Straße, weil sie einen weiten Umweg machte, zu verlassen und einen bedeutend kürzeren Fußpfad einzuschlagen. Doch dies Wagnis in stockfinsterner Nacht sollte sein Verderben sein. In schnellem Lauf eilt das feurige Pferd über den schmalen, stellenweise mit Steinen besäten Fußpfad dahin und stürzt plötzlich, über einen Steinblock stolpernd, jamt dem Reiter zu Boden. Nobadula schlug dabei mit dem Kopf so hart auf einem Stein auf, daß er bewußtlos liegen blieb. —

Am andern Morgen sahen Leute, die in ihre Maisfelder zur Arbeit gingen, mitten im Feld ein gesatteltes, herrenloses Pferd stehen. Sie ahnten sofort ein Unglück, gingen eine Strecke dem Fußpfad entlang und fanden den Nobadula mit einer tiefen Wunde am Kopf. Er war tot.

Das war nun allerdings ein schwerer Schlag für unsere Ludowika! So schnell und unerwartet den Mann verlieren, mit dem sie in schönstem Frieden gelebt hatte. Doch sie flagte nicht. Obgleich erst zu den Katechumenen zählend, ertrug sie die schwere Prüfung in wahrhaft christlicher Geduld und war fortan einzigt darauf bedacht, ihre Kinder, zwei Knaben und drei Mädchen, für

den Himmel zu erziehen. Die drei ältesten, Fabian, Hilaria und Johanna, schickte sie in unsere Missionschule, die zwei kleinsten behielt sie vorläufig bei sich.

Im Jahre 1909 wurde Bapeile — so lautete ihr heidnischer Name — getauft und ein Jahr darauf durfte sie am Weihen Sonntag mit noch vielen anderen Christen das erstmal zum Tische des Herrn gehen. Sie war damals schon Großmutter, während ihre eigene Großmutter (Magdalena) noch lebte.

Hatte Ludowika schon als Katechumene den schönsten Eifer für die christliche Religion gezeigt, so gereichte sie als Christin ihrer ganzen Umgebung geradezu zum Vorbild. Fast nie fehlte sie bei der Katechese, obwohl sie über eineinhalb Stunden dorthin zu gehen hatte; ja, sie war fast immer als die erste am Platz. Dabei war sie fortwährend bestrebt, auch andere Schwarze der Katechese und dem christlichen Gottesdienst zuzuführen.

daz sie das auch am kommenden Sonntag hätte tun können, ohne sich der Gefahr auszusetzen, sich bei solchem Unwetter wie heute eine schwere Krankheit anzuziehen. Sie aber entgegnete: „Man darf den Vereinsmitgliedern kein schlechtes Beispiel geben, und sie sollen nicht denken, Ludowika sei in der Erfüllung ihrer Religionspflichten faul und nachlässig geworden.“

Ludowika begnügt sich übrigens keineswegs damit, persönlich eine eifrige Christin zu sein, nein, sie will auch, wie gesagt, möglichst viele ihrer schwarzen Stammesgenossen der katholischen Kirche zuführen. Schon vielen Heiden hat sie durch Wort und Beispiel den Weg zum wahren Glauben gewiesen. Namentlich ist sie bestrebt, den Karankas ins Gewissen zu reden und sie auf die Gefahr aufmerksam zu machen, unvorbereitet vor den Richterstuhl des allwissenden und gerechten Gottes zu treten. Ihre flammenden, aus innerster Überzeugung



Christliche Basuto-Familie in Inkomazana, eine Katechesenstelle von Reichenau.

Mit besonderem Eifer übte sie die Andacht zum göttlichen Herzen Jesu. Sie hatte sich gleich nach ihrer ersten hl. Kommunion in die Herz-Jesu-Bruderschaft aufzunehmen lassen, die auf allen unseren Stationen errichtet ist, namentlich aber in Ezenstochau in hoher Blüte steht. Nicht ein einziges Mal unterließ sie es, am Herz-Jesu-Freitag zu den hl. Sakramenten zu gehen und dem feierlichen Gottesdienste beizuwohnen; und dies alles, obwohl ihre Wohnung volle drei Wegstunden von der Missionsstation entfernt ist, und der Weg zu den rauhesten und schlechtesten zählt, die wir in der ganzen weiten Umgegend haben. So traf ich sie eines Tages auf dem Weg zur Missionsstation; es herrschte gerade rauhes, kaltes Regenwetter, und das arme, vom Regen ganz durchnässte Weib zitterte vor Kälte. Auf die Frage, wo sie denn bei solchem Unwetter hingehé, antwortete sie: „Es ist mögen Herz-Jesu-Freitag, und da will ich auch dabei sein! Ich will die Gnadenfrüchte nicht verlieren, sondern mit den anderen Herz-Jesu-Kindern zur hl. Kommunion gehen.“ Ich wagte einzurücken,

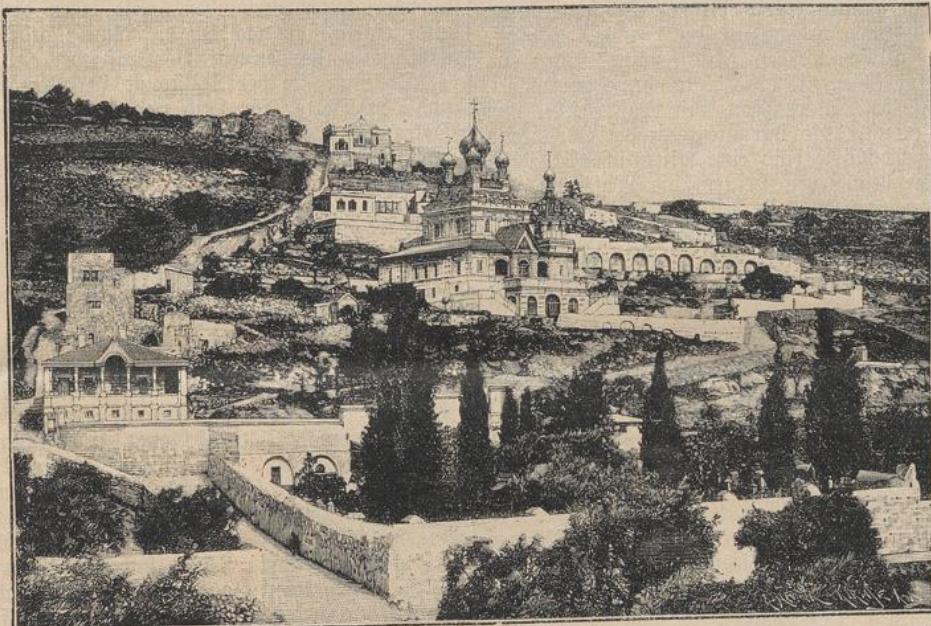
kommenden Worte sind in der Regel vom glücklichsten Erfolg begleitet, so daß die meisten vor ihrem Hinsehen den Priester zu sich kommen lassen und um die hl. Taufe bitten.

Eine ähnliche Liebe bekundet sie den kranken Kindern gegenüber. Sie wird nicht müde, dieselben zu besuchen und den heidnischen Eltern die schwere Verantwortung vor Augen zu stellen, die sie sich vor Gott zuziehen, wenn sie ihre kleinen ohne die hl. Taufe sterben lassen. Anderseits weiß sie mit den althendsten Farben das Glück jener Kinder zu schildern, die mit dem Kleide der heilmachenden Gnade geschmückt in den Himmel einzehen dürfen, um da beim lieben Gott auf ewig die Seligkeit der Engel und Heiligen zu teilen. Ist Gefahr auf Berzug, so daß der Priester nicht mehr gerufen werden kann, so rechnet sie es sich zu hoher Ehre an, persönlich das Kind taufen zu dürfen. Schon über dreißig Kinder hat sie auf diese Weise für den Himmel gewonnen. „Das sind meine geistigen Kinder,“ sagt sie, „und meine getreuen Fürbitten am Throne Gottes.“

Erst in jüngster Zeit wurde Ludowika wieder mitten in der Nacht zu zwei schweren Kindern im Alter von zwei und fünf Jahren gerufen. Sie jah sofort, daß da keine Zeit zu verlieren sei. Der Priester konnte nicht mehr gerufen werden, denn der betreffende Kram war volle drei Stunden von der Missionsstation entfernt, somit spendete sie den beiden kleinen eigenhändig die hl. Taufe. Am nächsten Morgen waren schon beide tot. „Wiederum zwei Seelen für den Himmel gewonnen.“ dachte Ludowika, bestand aber darauf, daß die Leichen zur Missionsstation gebracht und auf dem christlichen Gottesacker bestattet würden. „Ein Christ muß nach dem Tode in geweihter Erde liegen.“ sagte sie, die Nebenabsicht aber, die sie dabei versorgte war die, die heidnischen Eltern, Verwandten und Nachbarn zu bestimmen, einem christlichen Begräbnisse beizuwöhnen und die schöne katholische Kirche auch einmal von innen anzusehen.

protestantischen Vieciel ein junger, gut gekleideter Mann hieher gekommen mit der Birte, ich möchte mit ihm gehen und einen Schulfneben taußen, der schwer frank zu Hause liege und gar sehr nach einem katholischen Priester verlange. Die Taufe durch einen weslenanischen Prediger weise er zurück, er wolle nur von uns getauft werden.

Da gab es keinen Aufschub; ich jattelte sofort mein Pferd und machte mich mit meinem schwarzen Begleiter, der zu Fuß ging, auf den Weg. Doch welch ein Weg! Da lag einfach bodenloser Tod auf der tiefdurchweichten Straße, denn von allen Hügeln und Bergen strömte das Wasser der Straße zu und sammelte sich hier wie in einem Flußbett. Dabei regnete es ohne Ende. Es fuhr mich ordentlich auf meinem Gaul, und das Wasser lief mir aus dem Regenmantel in die Schuhe hinein, was dem Katarh, an dem ich seit mehreren



Der Garten von Gethsemane.

sehen. Der Zweck wurde vollkommen erreicht. Die zahlreichen Heiden waren bei den schönen christlichen Zeremonien ganz Aug und Ohr und erzählten sich zu Hause tagelang, was sie bei den Ama-Roma (auf der katholischen Missionsstation) Schönes und Wundersames gesehen und gehört hatten.

(Fortsetzung folgt.)

Im Dienste des barmherzigen Samaritans.

Vom Hochw. P. Joseph Biegner, R. M. M.

Emaus, 9. März 1913. — Im Monate März kommen hierzulande in der Regel die letzten großen Regengüsse. In diesem Jahre waren sie überaus heftig und wollten gar nicht mehr aufhören. Das kam wohl daher, daß die ganze Regenzeit um einige Wochen zu spät eingesezt hatte.

Gestern hatte ich bei solchem Regenwetter einen Krankenbesuch zu machen. Es war nämlich aus dem

Tagen litt, auch nicht sonderlich zu statthen kam. Mein schwarzer Begleiter hatte es in diesem Stück besser; er ging barfuß, hatte die Hosen hochaufgestülpt und arbeitete sich durch Wasser und Schmutz tapfer hindurch, so daß ihm ganz warm dabei wurde. Ich konnte ihm das nicht nachmachen, und bei einer Fußwanderung wären mir die Schuhe im Stoß stecken geblieben. Doch solche Kleinigkeiten werden nicht in Anschlag gebracht, wenn es gilt, einem Sterbenden zu Hilfe zu kommen.

Endlich boge wir von der Straße ab und kamen ins nasse Gras hinein. Hier ging ich stellenweise zu Fuß, namentlich wenn es auf dem glatten Pfad steil abwärts ging, wo das Pferd keinen sicherem Schritt mehr hatte und beständig ausrutschte. Ein hochangeschwollener Bach war zweimal zu passieren, bis wir endlich beim betreffenden Kram anlangten. Da hatte der Regen viel Erdreich weggeschwemmt und der eine Teil der Hütte war ganz durchnäßt, denn dem Kaffer fällt es gar nicht ein, um seine Hütte herum einen Abzugsgraben aufzuwerfen.

Der schwerfranke Knabe lag in der Hütte, er litt an Typhus, und ich maß mit dem Maximal-Thermometer 46,6° Celsius. Da war hohe Gefahr; der Knabe aber lag so ruhig und still da, als ob ihm gar nichts fehle. Er war im christlichen Glauben gut unterrichtet und beantwortete alle meine Fragen zur vollen Zufriedenheit, weshalb ich ihn ohne Bedenken taupte. Ich wollte ihm anfangs den Namen Franz Xaver geben, entschied mich aber dann für den Namen „Wilhelm“ oder Willy, der sowohl dem Kranken, wie seiner Umgebung viel bekannter war und ihnen recht gut gefiel. Auch spendete ich ihm nach der hl. Taufe sofort die letzte Oelung.

Nur allzu gerne hätte ich dem braven Kleinen auch *Leiblicher Weise* eine kleine Erleichterung ange-deihen lassen und riet daher den Leuten, sie möchten ihn mit kaltem Wasser abwaschen. Doch dazu sind die Schwarzen nur schwer zu bringen; sie erklären einfach, Wasser sei keine „umut“, keine Arznei. Ich sagte ihnen, im Leibe des Knaben brenne ein Feuer, und dies müsse durch Wasser gelöscht werden. Das leuchtete ihnen ein, aber ich mußte ihnen die erste Anwendung vornehmen. Ich wischte also den Knaben ganz mit Wasser, legte ihm einen Wickel an und deckte ihn zuletzt mit zwei Wolldecken zu. Der Knabe spürte bald eine wesentliche Erleichterung und ich befahl den Leuten, die Waschung jede Stunde zu erneuern, was sie mit Freuden zu tun versprachen. Dann machte ich mich wieder auf den Heimweg mit dem tröstlichen Bewußtsein im Herzen, einem armen, kranken Knaben an Leib und Seele einen Liebesdienst erwiesen zu haben.

Emaus, 15. März 1913. — Anfangs dieser Woche kamen zwei Männer hierher, für einen Verwundeten eine Medizin zu holen. Er sei vom Pferde gefallen, erklärten sie, und habe sich dabei sehr wehe getan. Ich konnte mir kein rechtes Bild von dem Unfall machen, gab ihnen aber etwas Medizin gegen Verwundungen. Der Kaffer meint, zu jeder Wunde gehöre eine eigene Arznei.

Am nächsten Tag fand sich einer der beiden Männer schon wieder in Emaus ein, diesmal mit der Bitte, den Kranken zur Missionsstation bringen zu dürfen. Die Wunde sei lang und tief und müsse zugenäht werden. Nun hatten wir zwar schon manchen Kranken in Pflege genommen, doch das Västigste dabei war, daß dann in der Regel auch seine Verwandten hierher zogen. Dies wollte ich verhindern; drum packte ich mein Verbandzeug zusammen, setzte mich aufs Pferd und eilte mit dem Boten zum betreffenden Kraal.

Wir hatten gut 1½ Stunden zu reiten und mußten zweimal über einen hochangeschwollenen Bach, denn um diese Jahreszeit regnet es fast ohne Ende, und sind alle Wasserläufe voll. Zuletzt kamen wir zu einem Baum aus Stacheldraht, und hier zeigte mir der Bote, wie es gekommen war, daß der junge Mann, zu dem wir eilten, sich so schwer verwundete. Der Baum war von einem benachbarten Farmer neu errichtet worden; es befand sich noch kein Tor darin, sondern an der einen Ecke war zwischen zwei Posten eine freie Öffnung gelassen. Die alte Stelle aber, wo das Pferd den Durchgang gewohnt war, hatte man inzwischen geschlossen. Nichts ahnend kommt der junge Mann in jausendem Galopp daher, das Pferd will an der gewohnten Stelle durch, aber — o weh! Der scharfe Stacheldraht dringt dem Reiter so tief und breit in den Oberschenkel, daß die spannenlange Wunde bis auf den Knochen geht.

Empfindlich sind die Kaffern aber nicht. So kam uns hier der Verwundete — seine Hütte lag etwas unterhalb im Tal — entgegen und ließ sich dann zur Behandlung auf einer Matte nieder. Er tat dies deshalb, damit ich beim Zunähen der Wunde ein besseres Licht hätte, denn in dem fensterlosen, dunklen Kraal hätte ich fast nichts gesehen. Ich machte mich sogleich ans Werk. Da gabs kein Chloroform oder sonst ein Betäubungsmittel, ich nahm einfach eine von den gebogenen Wundnadeln und einen starken Seidenfaden und nähte die mehr als eine Spanne lange Wunde herhaft zu. Der Mann gab dabei keinen Laut von sich, doch hüllte er mit der Hand das Gesicht zu, um die Arbeit nicht mit anzusehen zu müssen.

Zum Schluß bedeutete ich den Leuten, sie sollten den Kranken zu Hause behalten und gut versorgen, denn der weite Transport zur Missionsstation sei bei einer solchen Wunde und weil sie keine Tragbahre hätten, mit großen Schwierigkeiten verbunden. Sie sahen dies auch ein und zeigten sich, nachdem die Wunde ordentlich zugenäht und verbunden war, wohl zufrieden.

So muß sich der Missionar zu allem herbeilassen und den Doktor für Leib und Seele machen. Das Doktor-Examen braucht er im Kafferlande nicht, es geht auch so, vorausgesetzt, daß ihm die nötige Praxis zur Verfügung steht.

(Fortsetzung folgt.)

Schlangenabenteuer.

Von Br. Deocar, R. M. M.

Mariannhill. — Es war am 29. März, am Palmsonntag 1914; ich schickte mich eben an, zur Mittagsrekretion zu gehen, als drei kleine Kaffernjungen in großem Schrecken daher gerannt kamen mit dem Ruf: „Inyoka, inyoka, eine Schlange, eine Schlange!“

„Ipi inyoka n? Wo ist eine Schlange?“ frage ich sie. Sie führen mich hinaus zu der hinterm Krankenhaus vorübergehenden Straße, und — richtig, da kroch eine hellgraue, wohl zwei Meter lange Schlange dem Mauerabsatz entlang. Die Buben wollten nun ein Stein-Bombardement auf sie eröffnen, ich aber wehrte ihnen, denn ich wollte das außerordentlich schöne, wie Silber glänzende Exemplar möglichst unverletzt fürs Museum erhalten. Ich bin nämlich dort so eine Art Vizekönig, und so ein Prachteremplar fehlte uns noch; ich konnte mich überhaupt nicht erinnern, jemals eine solche Schlange gesehen zu haben.

Das Reptil witterte jedoch Gefahr, wandte sich schnell vorwärts, schlüpfte durch eine kleine Lücke und gelangte von hier aus in den inneren Hof des Krankenhauses, in nächster Nähe der Wohnung unserer Herrn Professoren. Das Ding konnte gefährlich werden, und so nahm ich die Verfolgung wieder auf. Ach gehe hinein, suche und durchstöbere alles, kann aber nichts finden. Schon wollte ich die Sache aufgeben, da schaue ich unter einer großen Blattpflanze genauer nach und entdecke sie. Sie lag fest zusammengefältet da und streckte Kopf und Hals etwa zwei Finger lang empor. Es wäre nun ein leichtes gewesen, sie mit ein paar Schlägen zu töten, doch, wie gesagt, ich wollte das seltene Exemplar möglichst unverletzt für unser Museum haben. Deshalb schlug ich einen anderen Weg ein.

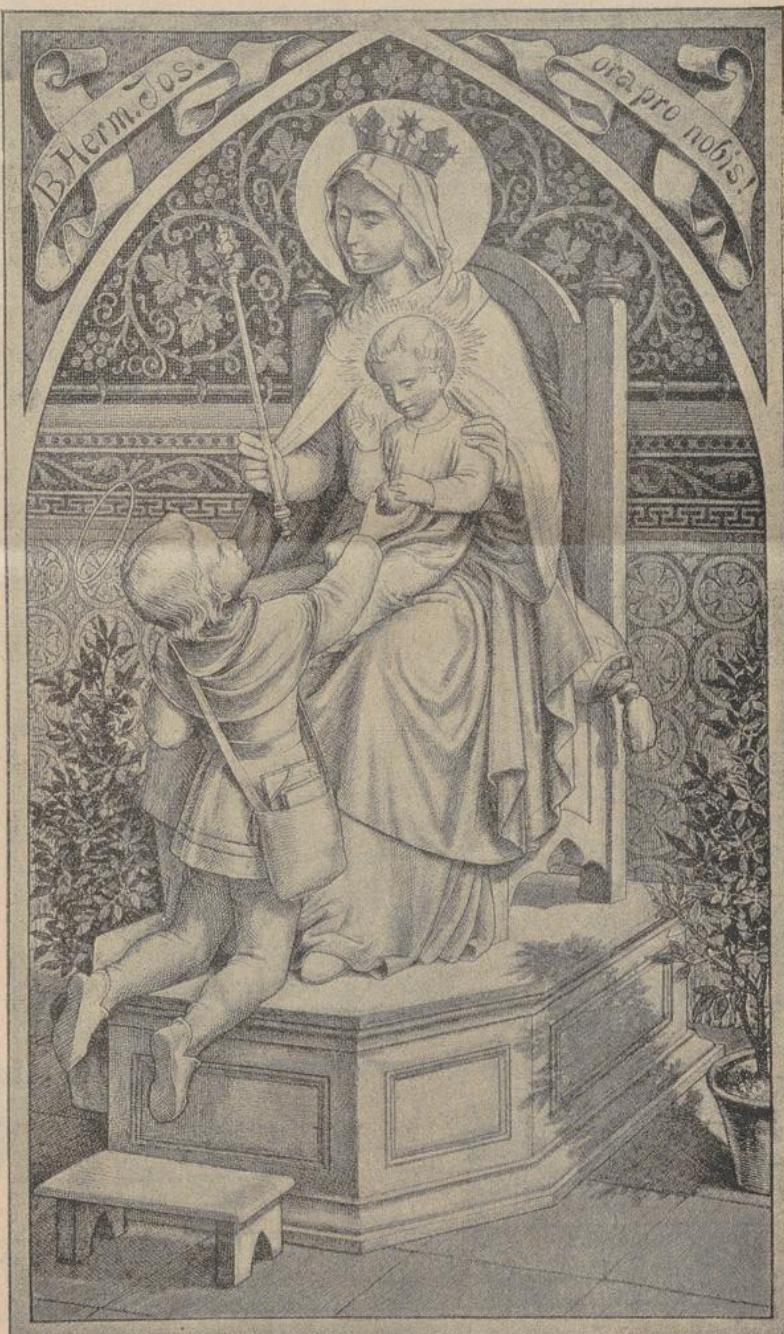
Ich erbat mir von einem Bruder eine Schur, machte daraus eine Schlinge und wollte nun, den Kopf der Schlange mit einem Spaten an die Wand drückend,

ihr rasch die Schlinge um den Hals werfen und dann zuziehen. So hatte ich es schon wiederholt gemacht und jedesmal mit Glück. Doch hier traf mich des Dichters Wort: „Mit des Geschickes Mächten ist kein ew'ger Bund zu schlechten“. Das Unglücksstier war, was ich bis dahin nicht wußte, eine sogenannte *g i f t s p e i e n d e S c h l a n g e*. Gerade, wie ich ihr das besagte Halsband anlegen wollte, spritzte sie mir eine kräftige Dosis Gifft ins Gesicht und besonders in die Augen. Jetzt war es natürlich mit meiner Schlangenfängerei vorbei. Ich wusch zwar schnell die Augen mit Wasser aus, allein trotzdem begann sofort ein gewaltiges Brennen und Stechen; ich konnte vor Schmerz kein Auge mehr öffnen.

Zum Glück kam gleich unser treuer Krankenwärter, Bruder Abel, herbei und spritzte mir viermal nach einander in kurzen Pausen Gegengift ein; auch führte er mich in eine dunkle Zelle und machte fleißig nasse Umlocläge. Die Schmerzen wuchsen dennoch im Laufe des Nachmittags immer mehr an; ich hätte sie ruhig mit in den Kauf genommen, — es war ja Passions- oder Leidenssonntag, — aber ich fürchtete für das Augenlicht. Da rief ich in meiner Not die Patronin der Blinden und Augenleidenden, die hl. Ottilia, um ihre Fürbitte an und versprach im Falle der Erhörung Veröffentlichung in unserem Missionsblättchen. Dabei erinnerte ich mich, daß meine Schwester vor ein paar Jahren auf eine höchst merkwürdige Weise von einer schweren Augenkrankheit geheilt worden war. Sie lag schon seit mehreren Monaten in einer Augenklinik und war wiederholt operiert worden. Doch das Leiden wurde immer schlimmer, sodaß zuletzt auch die Ärzte jede Hoffnung aufgaben. Da nahm meine Schwester recht vertrauensvoll ihre Zuflucht zur hl. Ottilia, ließ einige hl. Messen lesen und versprach, auf den Namen der genannten Heiligen zwei Heidentinder taufen zu lassen. Ihr Vertrauen wurde glänzend belohnt, denn schon nach kurzer Zeit konnte sie die Klinik vollständig geheilt verlassen. Ich erwähne dies, um dadurch auch andere Augenfranke zur Verehrung der hl. Ottilia anzuспorren.

Doch zurück zu unserer Schlangengeschichte! Das giftige Reptil erschlug rücksichts-

los unser Bruder Basilus. Ihm lag wenig daran, die schöne Schlangenhaut zu retten. Ich selbst brachte noch zwei Tage in der Dunkelkammer zu und war am dritten Tage vollständig geheilt. Meine anfängliche Befürchtung, daß Augenlicht zu verlieren, war nicht unbegründet gewesen. Man sagte mir, meine Schraft wäre zum wenigsten recht geschwächt gewesen oder schließlich ganz verloren gegangen, wenn nicht innerhalb der ersten Viertelstunde fachgemäße Einspritzungen gemacht worden wären. Ein Afrikareisender



Der sel. Hermann Joseph.

erzählt in einem Buche, er habe viele Blinde angetroffen, die alle ihr Augenlicht durch solche giftspeiende Schlangen verloren hatten.

Sonst ist diese Art von Schlangen ziemlich harmlos. Beißen tut sie sozusagen gar nicht, und Gift spritzt sie nur im Augenblick der Gefahr oder wenn sie gereizt wird. Die Käffern wissen das und gebrauchen daher folgende List. Sie schneiden im nächsten Busch eine möglichst lange Rute und reizen damit die Schlange, bis sie den Kopf etwas erhebt; dann wenden sie rasch das Gesicht ab, denn im gleichen Augenblitc spritzt die Schlange ihr Gift. Ist sie auf diese Weise zweimal zum Giftspeien gereizt worden, dann ist sie ganz ungefährlich und kann von einem Kinde erschlagen werden.

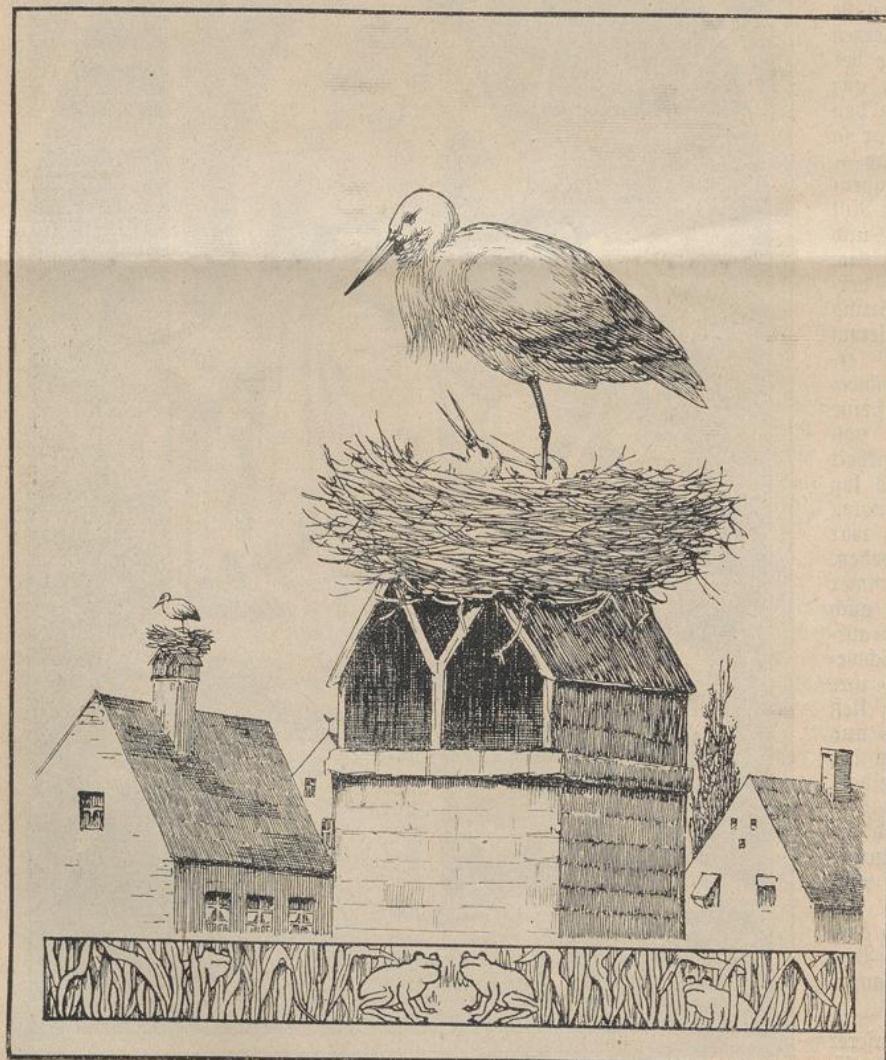
Dass auch die giftigsten Schlangen ziemlich harmlos sind, wenn sie nicht gereizt oder in ihrer Ruhe gestört werden, beweist folgender Fall: Einer unserer Brüder war nach einer anderen Station geschickt worden. Es war ein ziemlich heißer Tag, er bekam Durst und fand da glücklich eine Quelle. Da er kein Trinkgefäß bei sich hatte, legte er sich, im Bestreben, den größten Durst zu stillen, einfach auf den Boden nieder und sog gierig das

tößliche Nass ein. Als er getrunken hatte, stand er auf, warf nochmals einen Blick auf die Quelle und entdeckte nun zu seinem maßlohen Schrecken im Grase, hart neben der Stelle, wo er getrunken hatte, eine große Puffotter. Wie dankte er seinem heiligen Schutzenkel, daß er ihn in so augencheinlicher Gefahr so treu bewacht und beschützt hatte! Ein leichter Druck, vielleicht eine bloße Berührung hätte schon genügt, sie zum Bisse zu reizen. Was dann? Hier in öder, menschenleerer Gegend, wo weit und breit keine Hilfe zu finden war. Doch der Herr verläßt die Seinen nicht. In all den vielen Jahren, die wir nun in Afrika sind, ist noch kein einziger Fall vorgekommen, daß ein Missionsmitglied einen ernstlichen Schaden durch Schlangenbiss erlitten hätte. Aus Furcht vor den Schlangen braucht also keiner fern zu bleiben, der sich sonst zum Missionsleben berufen fühlt.

Der Kaffer auf der Jagd.

Der Schriftsteller Pinkerton erzählt in einem alten, längst vergriffenen Buche, wie die Schwarzen es anstellen, um ein Krokodil zu fangen. Er schreibt:

Sie nehmen ein Stück Holz, zwei Fuß lang und entsprechend breit und bohren es der Länge nach durch. Durch das Loch wird ein Strick gezogen und an dessen Ende um einen großen Haken ein mächtiges Stück Fleisch befestigt. Dann wirft man die ganze Vorrichtung in den Fluß. Kaum wird ein Krokodil des Fleisches ansichtig, da stürzt es auch schon darauf los und verschluckt den Bissen. Natürlich geht aber auch das Stück Holz mit in den Rachen und bleibt der Bestie im Schlunde stecken. Da es den Rachen nicht mehr schließen kann, strömt ungehindert Wasser in den Schlund und es muß zulegt elendiglich ersticken und ertrinken. Merken die Jäger, daß es allmählich am Verenden ist, so ziehen sie es an's Land und machen ihm mit Knütteln vollends den Garous. Das Krokodil soll dabei stöhnen und weinen wie ein vernünftiges Wesen, und daher komme die Redensart: "Krokodilstränen vergießen". So der alte Autor.



Storchfamilien.

Haage, Leipzig-Reudnitz, Kohlgartenstraße 14.

Jeder Vogel und jede Art von Wild ruht im Kässer seine Jagdluft wach. Schon als Knaben üben sie sich im Werfen der Stöcke, namentlich des „iwiza“, einer Art Keule, die an ihrem Ende mit einem dicken Knoten versehen ist. Sie treffen damit auf eine Entfernung von 40—50 Meter Vögel im Fluge und zwar mit verblüffender Sicherheit. Diese Keule schleudern sie auch nach einem flüchtigen Wild, wobei es ihnen oft gelingt, es zunächst zu verwunden oder ihm ein Bein zu brechen, sodass sie schließlich ihrer Beute leicht habhaft werden.

Besonders lebhaft geht es natürlich bei den großen Treibjagden her, die früher jeder Häuptling ansagen konnte, während er gegenwärtig eine Erlaubnis seitens des betreffenden Magistrates braucht. So eine Jagd bildet natürlich auf lange Zeit hinaus das Tagesgespräch. Die Schilderung, welche hie von Los Santos im 17. Jahrhundert entwirft, deckt sich auch heutigen Tages noch mit den Gebräuchen einer großen Treibjagd im Zululand.

Ich selbst, so erzählt er, stand einmal im St. Luzia-Distrikt in der Nähe eines Kaffernkraals, als zwei Burschen im Alter von 16 bis 18 Jahren auf dem Plan erschienen. Sie hatten eigentümliche rote Flecke auf ihre Arme gezeichnet und erklärten auf die Frage, was das zu bedeuten habe, sie seien von ihrem Inkoß (Häuptling) ausgesandt, um eine große Treibjagd anzusagen, die in zwei Tagen stattfinden würde. Die roten Kreise am Arm dokumentierten die beiden Jungen als offizielle Gesandte ihres Häuptlings, und jeder noch körperlich rüstige Mann hatte einer solchen Einladung zur Jagd Folge zu leisten.

Am Tage der Jagd verkleideten sich einige Schwarze als „wilde Tiere“ und präsentieren sich vor dem Häuptling als das Wild, auf das Jagd gemacht werden soll. Läßt auch das Kostüm manchmal zu wünschen übrig, so erkennt man doch an den auf allen Bieren friedenden und in allen Tonarten heulenden Schwarzen, welches Raubtier der einzelne vertritt.

Beim ersten Tagesgrauen eilen schon von allen Himmelsgegenden die Jagdgäste herbei. Der Kässer ist sonst kein Freund vom Frühauftreten, aber an solchen Tagen findet man in keiner Hütte einen Siebenjochläser. Jeder hat den Leib tüchtig mit Fett eingefüllt, denn das macht ihn geschmeidig und stark, und suchelt mit seinen Stöcken und Assagais, als wäre die ganze Luft voll Wild. Man schreit und lärmst, singt und

tanzt, und nähert sich so dem gemeinsamen Ziel, dem Kraale des Häuptlings. Hier steigert sich der gemeinsame tumult auf höchste. Jeder röhmt seine Stärke und Tapferkeit, die Schnelligkeit seiner Füße und die Kraft und Sicherheit seines Armes, mit der er seinen Assagai schwingt oder die tödbringende Keule auf das glücklich erreichte Wild niedersausen lässt. Natürlich hat jeder Kraal auch ein Rudel Hunde mitgebracht,



Eichhof, Berlin 68. Seht, da sind die Schwalben schon! Von H. Hirt.

wilde, ausgehungerte Tiere, und es ist schwer zu jagen, wer einen greulicherer Lärm ausschlägt, diese heulenden, sich beständig rausenden Hunde oder ihre schwarzen Herrn, die von Jagdgier triumphen lassen.

Selbstverständlich ist auch ein Zauberdoctör dabei und treibt seinen Hokusokus, denn des Tages Glück oder Unglück hängt ja wesentlich von ihm und der Kraft seiner „Medizinen“ ab. So glaubt wenigstens steif und fest jeder heidnische Kässer.

Ist alles glücklich beisammen, dann zieht sich der Häuptling mit seinen Räten zurück, um eine Art Kriegs-

plan zu entwerfen. Es wird genau festgestellt, welcher Bezirk von den Treibern umstellt werden soll. Diese Leute kennen ja weit und breit jeden Busch und werden nun genauestens instruiert, wie und in welcher Reihenfolge sie an den einzelnen Plätzen vorgehen sollen. Nicht selten wird ein ungeheures Stück Land umzingelt und das Wild gegen die Mitte zu getrieben.

Auf das erste Zeichen des Häuptlings stürzt der ganze Schwarm, oft 500 Personen und noch mehr, den Ausgängen zu. Das wirkt wie eine Explosion, und alles zusammen schreit: „Bobob! Bobob!“ — Wohin geht nun die wilde, tolle Jagd? Zunächst einer gewissen Sorte von Bäumen zu. Diese werden abgeschält, und alle Jagtteilnehmer beginnen die harte, bittere Rinde zu zerfauen, um dann die Flüssigkeit samt dem Speichel fröhlig nach allen Richtungen der Windrose auszublasen. Dabei macht der Zauberdoctör seine Sprüche und ruft die Geister der Vorfahren an, namentlich solche, die bei Lebzeiten berühmte Jäger waren. Das gibt Kraft und Stärke, schützt gegen alle Gefahr und wirkt ganz vorzüglich auf die Atmungsorgane, an die ja auch ganz extreme Anforderungen gestellt werden.

Jetzt kanns losgehen! Der Häuptling stößt mit seinem Ajjagai, und wenn er eine Linie hat, mit dieser auf den Boden, und im gleichen Moment sausen die 500 Speere seines Gefolges zischend auf die Erde nieder; aus den Kasserkehlen aber kommt es wie donnernde Meeresbrandung: „Whirr-rrr-h! Whirr-rrr-h!“ und die ganze Rotte und ihre wilde Meute springt nach hundert Richtungen auseinander.

Meilenweit wird so das ganze Feld umzingelt, jeder Busch wird untersucht, jeder Bock und alles sonstige Wild herausgetrieben, und so der Kreis immer enger und enger gezogen. Ich kann nicht sagen, welche Gewandtheit und Ausdauer der Kaffer entwickeln kann, wenn er einmal mit ganzer Seele an einer Sache hängt. Das ist kein Laufen, kein Rennen mehr, nein, er fliegt förmlich über Stoß und Stein, über Bäche und Pfützen dahin und rennt in blindem Eifer oft noch die eigenen Hunde über den Haufen!

Auf die Schilderung des Schluzastes will ich verzichten. Es empört das menschliche Gefühl, wenn man mit ansehen muß, wie diese schwarzen Ungeheuer blindlings auf die zu Tode geängstigten, rettungslos auf einen Haufen zusammengedrängten armen Tiere, oft gar keine, graziöse Rehböcke, einschlagen, toben, würgen und morden.

Zuletzt versammeln sich alle Jagtteilnehmer um den Häuptling, und nun führt jeder Stamm trotz des vorangegangenen vielsündigen Laufens und Rennens seine Tänze auf. Es herrscht ein unglaublicher Enthusiasmus, alles tanzt, schreit und gröhlt. Man berichtet dem Stammeshäuptling, wieviel Stück man erlegt, streitet auch wohl um die Jagdbeute und bestiehlt und betrügt einander, so gut es eben geht und tritt dann gemeinsam singend und jubelnd den Rückweg an.

Hier warten schon die Kinder und Frauen und stimmen Siegeslieder auf die Helden an, die ihrerseits nicht müde werden, die eigenen Großtaten gebührend zu preisen und zu verherrlichen. Am buntesten treibt es hierin natürlich der schwarze Häuptling und sein ganzer Kraal. Seit Menschengedenken gabs da keine solchen Helden wie sie; es ist nur zu verwundern, daß sie nicht gleich Sonne und Mond vom Himmel geholt haben.

Inzwischen haben die Weiber große Feuer angezündet, man fängt an, von der Jagdbeute ein Stück nach

dem andern zu rösten und zu braten, jetzt sich im Kreise zusammen und ist und trinkt, bis nichts mehr übrig ist. Viele Tage und Wochen hindurch spricht man von nichts anderes, als der großen Treibjagd und den unvergleichlichen Heldenataten, die dabei ein jeder verrichtet haben will.

Die wunderbaren Wege der göttlichen Vorsehung.

Nach Christoph von Schmid.

5. Kapitel.

Der Krieg währt noch mehrere Jahre und wurde mit abwechselndem Glück geführt. Einmal wurden die Deutschen, nachdem sie große Erfolge errungen hatten, wieder ziemlich weit zurückgedrängt und schlossen mit dem Feind einen Waffenstillstand. Die beiden feindlichen Armeen quartierten sich, kaum eine Meile von einander entfernt, in den verschiedenen Städten und Dörfern ein.

Unser Hauptmann Johannes nahm sein Quartier in einer Mühle, dem besten Hause eines kleinen Dorfes. Die gebirgige Gegend umher war ihm fremd; er hatte sie nie gesehen und wußte sich auch keine Karte zu verschaffen, worauf die kleineren Dörfer und Ortschaften verzeichnet gewesen wären. Er fand die Landschaft übrigens recht schön, Berg und Wald wechselten in malerischer Buntfarbigkeit miteinander ab. Er blieb mehrere Wochen da und ging täglich spazieren.

Eines Morgens machte er sich sehr früh auf den Weg und bestieg einen fernen Berg, von wo aus sich eine herrliche Aussicht eröffnete. Die Gegend jenseits des Berges kam ihm bekannt vor; je aufmerksamer er sie betrachtete, desto mehr gewann er die Überzeugung, einige Dörfer schon einmal gesehen zu haben. Ja, über den nahen Wald hin glaubte er in bläulicher Ferne den alten Kirchturm des Städtchens wieder zu erkennen, unweit dessen einst das Gefecht stattfand, in dem er verwundet worden war. Er lenkte seine Schritte einige Hundert Meter abwärts und siehe, da erblickte er drinnen in einem freundlichen Tälchen den kleinen Weiler und die niedrige Hütte wieder, in dem er nach seiner Verwundung so lieblich aufgenommen und verpflegt wurde. Er hatte nicht gewußt, daß er diesem Orte so nahe war und eilte sogleich dorthin, um seine gutherzigen Hauswirte zu begrüßen.

Mit einem Herzen, das von Freude und Dankbarkeit floppte, trat er in die Stube, fand aber die guten Leute in sehr traurigen Umständen. „Ah, Herr Korporal!“, rief der alte Vater aus, obwohl er die glänzende Offiziersuniform sah, „das ist aber schön von Ihnen, daß Sie uns wieder besuchen! Das ist uns ein großer Trost in unjerm gegenwärtigen Elende!“

Die Hausmutter lag, bleich und abgezehrt von Kummer und Elend, frank zu Bett. Der eine Sohn, der Soldat gewesen, saß neben ihr; er war im Kriege verwundet und als untauglich zu fernerem Dienst entlassen worden, und stand sogleich auf, dem Herrn Hauptmann die geziemende Ehre zu bezeigen. Der andere Sohn, ein Zimmermann seines Beichens, besserte eben bei einem Nachbar ein Stadeltor aus. Er eilte schnellstens herbei, rief freudig: „Grüß Sie Gott, Herr Korporal!“ und schüttelte ihm treuherzig die Hand.

Der Hauptmann setzte sich und ließ sich erzählen. Da bekam er nun allerlei Trauriges zu hören. Der junge Zimmermann, der seine hochbetagten Eltern ernährte, hatte schon lang keine ordentliche Arbeit mehr bekommen, denn der ernsten Kriegszeiten wegen wollte

niemand mehr etwas bauen lassen; es gab nur noch kleine Flickarbeiten. Der Vater, der früher auch Zimmermann gewesen, später aber, weil ihm das Handwerk zu schwer geworden, Dorfbote geworden war und nebenbei mit Eiern und dergleichen gehandelt hatte, mußte mit zu-

nehmender Altersschwäche auch seinen Botendienst und Eierhandel aufgeben. So waren die guten Leute in Armut und Not geraten, und es war schon daran, daß ihr Haus nebst einem kleinen Acker und einer Wiese an den Meistbietenden verkauft werden sollte.



Ostereier. Nach dem Gemälde von Th. Kleehaas. Dahmen-Edition (Velhagen & Klasing) in Leipzig.

Ein anderer Kummer war der: Der geschickte junge Zimmermann hatte sich mit einer braven, tugendhaften Bauerntochter verheiraten wollen, und man betrachtete sie schon allgemein als seine Braut. Als aber der Vater die so herabgekommenen Vermögenszustände der Leute vernahm, gab er die Heirat nicht mehr zu.

Der Hauptmann bedauerte die arme Familie, von der er so viel Gutes empfangen hatte, von Herzen. „Ach, daß ich reich wäre!“ rief er aus, „wie gerne wollte ich Euch helfen! Allein unser Sold konnte uns schon längere Zeit nicht mehr ausbezahlt werden. Das wenige Geld da“ — er zog seine Geldbörse heraus — „ist gegenwärtig alles, was ich habe. Nehmt es einstweilen; ich will sehen, was ich weiter für Euch tun kann.“ Er sprach ihnen Mut ein, ermahnte sie zum Vertrauen auf Gott, bot allen die Hand und versprach, bald wieder zu kommen.

Die franke Mutter war über den freundlichen Besuch so erfreut, daß sie sich von Stunde an besser fühlte; auch

Mann sehr betrübt wurde. Doch der Verkauf wollte nicht zustande kommen. Die übrigen Offiziere waren ebenso wenig wie er selbst mit Geld versehen und auch sonst zeigte niemand Lust, ein so teures Pferd zu kaufen, weil man nicht wußte, ob der Friede aufzuräumen kommen werde und man den Besitz eines schönen Pferdes zur Kriegszeit für unsicher hielt.

Die Verlegenheit des Hauptmanns, sein Pferd gut zu verkaufen, wurde noch größer. Es kam nämlich der Befehl, sein Regiment solle innerhalb fünf Tagen an einem bestimmten Orte eintreffen, indem der Waffenstillstand gekündigt und der Krieg neuerdings ausgebrochen sei. Schon war er entschlossen, das Pferd dem Müller um den halben Preis zu verkaufen, als ihn in der folgenden Nacht das prächtige Tier aus dem Stalle — gestohlen wurde. Man denke sich den Schrecken und die Vertrübsen des Hauptmanns. Es war ihm an sich weniger um den Verlust des Pferdes zu tun, als um seine edlen Wohltäter, denen er das Geld zugedacht hatte und denen er jetzt absolut nicht mehr aus der Not helfen konnte. Er konnte die folgende Nacht kein Auge schließen und betete fortwährend, der liebe Gott möge doch den so hart bedrängten Leuten auf andere Weise helfen.

Da plötzlich hörte er den Hufschlag eines Pferdes, das sich in schnellem trab dem Hause nähert und vor der Tür stehen blieb. In der Meinung, es komme eine Ordonnaanz, steht er augenblicklich auf, macht Licht, öffnet die Tür und erblickt zu seiner höchsten Verwunderung — sein Pferd. Es war prächtig gesattelt und aufgezäumt und mit einem Zelleien bepackt; allein niemand saß darauf. Wie war nun das alles so gekommen?

Der Röhdieb hatte das Pferd an einen feindlichen Offizier verkauft, allein das mutige Pferd, das sich nicht leicht bändigen ließ, hatte den neuen Herrn abgeworfen und war wieder dem altgewohnten Stalle zugelaufen.

Der Hauptmann führte das Pferd jogleich in den Stall, gab ihm Futter und nahm das Zelleien mit auf sein Zimmer. Aus den Papieren, die es enthielt, sah er, daß er den feindlichen Offizier kenne. Der Hauptmann hatte gleich nach Abschluß des Waffenstillstandes den Auftrag erhalten, sich mit ihm über die Grenzlinie zwischen den beiden streitenden Heeren zu besprechen. Der fremde Offizier, dem das Pferd äußerst wohl gefiel, hatte es ihm absaufen wollen; allein damals war das Pferd dem Hauptmann nicht feil. Kein Zweifel, der schlaue Herr hatte sich durch einen diebischen Menschen das Pferd doch zu verschaffen gewußt.

Im Zelleien befanden sich ferner mehrere Rollen Geld, teils in Silber, teils in Gold. „Gott sei Dank!“ rief der Hauptmann aus, „jetzt ist den armen Leuten geholfen. Das Geld ist nach dem beiderseits bestehenden Kriegsrecht meine Beute; denn als mein Pferd gestohlen wurde, war der Waffenstillstand schon ausgekündigt und der Krieg hatte neuerdings begonnen. Doch will ich von dem Geld keinen Pfennig für mich behalten; alles soll den guten Leuten, meinen Wohltätern, zu kommen.“

Noch vor Anbruch des Tages ritt der Hauptmann eiligst zu seinen guten Landleuten, ließ ihre Gläubiger und den Gemeindevorstand rufen, setzte sich an den Tisch und bezahlte alle Forderungen.

Als dies berichtet war, kam der Vater der Braut und erklärte, er habe nun keine Einwendung mehr gegen die Heirat, sondern freue sich vielmehr darüber. Der Hauptmann wollte die Braut sehn. Die Mutter kam



Gruß vom Osterhas! Clichotet, Berlin 68.

war die milde Unterstützung so zur rechten Zeit gekommen und hatte sie so erquickt, daß sie nach wenigen Tagen schon wieder das Bett verlassen konnte.

Der Hauptmann überlegte auf dem Rückwege zur Mühle, ob er die guten Leute, die ihm buchstäblich das Leben gerettet, nicht aus ihrer gegenwärtigen Not erretten könnte. Seinen rückständigen Sold zu erhalten, war, wie er wohl wußte, gegenwärtig unmöglich. Er konnte, wie er auch nachsann, sich niemand denken, der ihm Geld darauf vorstreuen würde. Da betete er in seinem frommen, kindlichen Gemüte, das er auch im Kriegsgetümmel nicht verloren hatte, herzlich zu Gott, daß er ihm doch eingeben möge, wie da wohl zu helfen sei.

Er hatte ein ganz vortreffliches Pferd, das sein Eigentum war und wofür er schon mehrmals 500—600 Mark hätte haben können. Er beschloß, das Pferd, so lieb es ihm auch war, zu verkaufen und fortan zu Fuß zu gehen; denn es war nur eine Begünstigung, daß die Offiziere von der Infanterie Pferde haben durften. Er kündete dem Soldaten, der das Pferd besorgte, den beschlossenen Verkauf des Tieres an, worüber der gute

mit der Tochter. Diese, ein blühendes, verständiges und sittsames Landmädchen, trat bräutlich gekleidet, aber sehr schüchtern und verschämt in die Stube. Der Hauptmann erinnerte sich, sie schon öfter gesehen zu haben; sie hatte ihm, als er so schwer krank darniederlag, von Zeit zu Zeit dienliche Speisen gebracht. Er wünschte nun dem Brautpaar Glück und gab ihm von dem Gelde, das noch übrig geblieben, zweihundert Gulden als Hochzeitsgeschenk. „Ich bin überzeugt“, sprach er zum Bräutigam, „daß ihr das meiste davon zum besten eurer alten Eltern verwenden werdet.“

Das Brautpaar und die Eltern des Bräutigams und der Braut waren höchst erfreut und dankten dem edelmütigen Offizier mehr mit Freudentränen als mit Worten. Der Hauptmann aber erwiderte: „Ihr habt mir mehr Gutes getan, als ich Euch tun kann. Es ist eine süße Pflicht, gegen Wohltäter dankbar zu sein. Euer Wort geht nur in Erfüllung: „Wer barmherzig ist gegen die Menschen, der findet in der Not auch Barmherzigkeit beim lieben Gott.“

„Ich bedauere nur“, sprach er, in dem er aufstand und sich zum Gehen anschickte, „daß ich nicht bei der Hochzeit sein kann. Lädet aber anstatt meiner alle eure Nachbarn dazu ein, die mich damals so reichlich mit Lebensmitteln verschenkt haben. Lebt wohl und betet für mich!“ Er schwang sich aufs Pferd und sprengte davon. Alle wünschten ihm noch herzlich Glück und Segen auf den Weg.

Der edle Hauptmann machte aber noch einen Besuch. Er ritt vor das Haus des Landarztes, der ihn gehilft hatte, stieg ab, bezeigte ihm seinen Dank und drückte ihm den Rest der Kriegsbeute, ein Dutzend blonde Taler, in die Hand. „Sie waren so edelmütig“, sprach er, „mir ganz unentgeltlich zu kurieren; verabschmen Sie aber dennoch diese kleine Erkenntlichkeit nicht!“ Er warf sich eilig wieder auf sein Pferd und ritt im Galopp davon.

Raum war er in seinem Quartier angelangt, da erhielt er, 24 Stunden früher als anfangs bestimmt worden war, den Befehl zum Aufbruch und zog mit seinem tapferen Regiment wieder mutig ins Feld.

(Schluß folgt.)

Alleluja! Jesus lebt!

Stimm' den Ostersang nun an,
Erde, auf der Sonnenbahn!
Der dich schuf und der dich schmückt,
Ist dem Leid und Grab entrückt,
Siegreich über Tod und Nacht
Strahlt er heut' in Freudenpracht.
Jauchzt, ihr Kreaturen alle,
Heut' ihm zu mit Jubelschalle,
Ihm, dem Todesüberwinder,
Huldigt, all' der Erde Kinder!

Stimmt nun an den Ostersang,
Was nur Stimme hat und Kläng:
Lerche, die da steigt empor,
Amsel, Star und Finkendor,
Böglein all' in Feld und Hain,
Bächlein, Fluß und Meer, stimmt ein,
Rauicht und singt, den Herrn zu loben,
Der sich aus dem Grab erhoben,
Ihm, dem Todesüberwinder,
Huldigt all', der Erde Kinder!

Gehet zu Joseph!

„Ich wurde letzten Sommer frank, so daß ich wiederholt in eine Nervenanstalt gebracht werden mußte. In meiner Bedrängnis nahm ich meine Zuflucht zum Gebet; speziell betete ich fleißig zum hl. Joseph und ließ hl. Messen zu seiner Ehre lesen. Nun bin ich gottlob wieder hergestellt und lege zum Dank ein Missionsalmojen von fünf Mark bei. Veröffentlichung im „Bergkirchmeinnicht“ war versprochen.“ — „Durch den Krieg war ich mit meinen zwei Mädchen arbeitslos geworden; unser erspartes Geld ging bald aus, und an die Gemeinde wollte ich mich nicht wenden. Da muß der hl. Joseph helfen, dachte ich mir, ging täglich in die hl. Messe und ver sprach im Falle der Erhörung ein Missionsalmojen. Schließlich wurde mein Gebet erhört, wenigstens insoweit, daß wir den nötigsten Lebensunterhalt haben. Mögen auch die schwarzen Kinder in der Mission fleißig zum hl. Joseph für uns beten in dieser bedrängten Zeit, daß unser Gatte und Vater wieder gesund zurückkomme, der schon so lange fort ist.“

„In einem schweren zeitlichen Anliegen nahm ich die Zuflucht zum hl. Joseph, doch die ersehnte Hilfe blieb trotz anhaltenden Gebetes aus, ja es schien alles ins Gegenteil umzuschlagen und es blieb mir nichts anderes übrig, als mich einfach in Gottes hl. Willen zu ergeben. Da kam ganz plötzlich und unerwartet Hilfe in der letzten Stunde, und nun war alles gut. Gott weiß alles auss beste zu lenken und einzurichten; schon jetzt sehe ich ein, wie gut es war, daß die erbetene Hilfe gerade zu jener Zeit und in dieser Form kam. Mögen durch diese Zeilen auch andere in ihrem Gottvertrauen bestärkt werden! Ein Missionsalmojen liegt bei.“

„Durch Überanstrengung und einen Unfall hatte sich mein Mann ein schweres Nervenleiden zugezogen. Er litt 1½ Jahre an Verfolgungswahn, und die Arzte erklärten ihn für unheilbar. Durch vertrauensvolles Gebet wurde er gesund, allein im letzten Jahre trat ein Rückfall ein. Er verlor seinen Dienst, und überdies wurde eines seiner Kinder schwer frank. Da wandte ich mich mit dem Versprechen der Veröffentlichung durch mehrere Novenen an den hl. Joseph und den hl. Antonius, und siehe, in allen unsern Anliegen wurde uns geholfen. Das Kind sowohl, wie mein Mann wurden wieder gesund und letzterer bekam einen leichteren Dienst, den er gut versehen kann. Aus Dankbarkeit lege ich 5 Kr. Missionsalmojen und 2 Kr. als Antonius-Brot bei, später aber will ich ein Heidenkind auf den Namen „Franz Joseph“ taufen lassen.“

„Ein Mitglied unserer Familie litt an einer schweren Blutvergiftung; schon sollte ihm die Hand abgenommen werden. Ermutert durch die vielen Berichte im Bergkirchmeinnicht, hielten wir eine Novene zu Ehren des hl. Joseph und H. L. Frau von Lourdes und wurden alsbald erhört. Es trat Beißerung ein, und die Hand brauchte nicht abgenommen zu werden. Mit Freuden sagen wir den beiden genannten Heiligen öffentlich unsern pflichtschuldigen Dank und legen 25 Kr. zur Taufe eines Heidenkindes auf den Namen „Josef Anton“ bei.“ — „Seit einiger Zeit hatte ich ein geheimes inneres Leiden, von dem ich nach Aussage des Arztes nur durch eine Operation geheilt werden konnte. In dieser Not hielt ich mit meinen Kindern eine Novene zu Ehren des hl. Joseph. Unser Vertrauen wurde glänzend belohnt; ohne weitere ärztliche Hilfe konnte ich seitdem jede Arbeit verrichten und fühlte mich überhaupt wieder ganz gesund. Tausend Dank dem hl. Joseph!“

Lege für die schwarzen Kinder verschiedene Stoffe bei.“

— Eine Mutter, der das Fortkommen ihres Sohnes in der Schule bange Sorgen bereitete, wurde nach Anrufung der Fürbitte des hl. Joseph erhört. (25 Fr. Missionsalmosen.) — „Im Februar v. J. hatte ich das Unglück, mir durch einen Sturz in der Scheune einen komplizierten Beinbruch zuzuziehen. Der Fuß hatte eine große Wunde, die ganze Haut war an der Bruchstelle zerrissen, und als man mich ins Spital zur Operation brachte, glaubten die Aerzte ohne Ausnahme, der Fuß müsse mir abgenommen werden. Ich aber nahm meine Zuflucht zum hl. Joseph und zur allerseligsten Jungfrau Maria und versprach ein Missionsalmosen nebst Veröffentlichung im Vergißmeinnicht. Bald ließen meine Schmerzen nach, der Fuß heilte langsam zu und heute kann ich, obwohl noch nicht gänzlich geheilt, doch schon ohne Stock gehen. Aus Dank sende ich 5 Kronen für die armen Heidentinder.“ —

„Als im vorigen Jahre der große Krieg ausbrach, stellte ich mich und die lieben Meinigen unter den mächtigen Schutz des hl. Joseph. Im Vertrauen auf seine mächtige Fürsprache zog ich ins Feld. Während meine Angehörigen zu Hause täglich zum hl. Joseph beteten, tat ich dasselbe an der Front dem starken russischen Feinde gegenüber. In vielen und großen Gefahren erfuhr ich in ganz auffallender Weise den Schutz des lieben hl. Joseph. Ich machte in Galizien viele Gefechte mit, und jedesmal kam ich heil und gesund davon, obwohl mir mehrmals der Tod sehr nahe stand. So z. B. am 22. Oktober in der Schlacht am San, wo das erste Tiroler Kaiserjäger-Regiment, dem ich angehöre, schwere Kämpfe durchzufechten hatte. Einmal schlug vor meiner Deckung eine Granate ein und schleuderte mir ein ziemlich großes Stück des zerrissenen Zylinders an die linke Gesichtsseite, ohne jedoch einen besonderen Schaden zu tun. Wäre der Anprall nur ein wenig stärker gewesen, so hätte es mich das Leben kosten können. Dass es je gut abging, schreibe ich einzig und allein dem Schutz des hl. Joseph zu. Später wurde ich frank, kam ins Spital und gegenwärtig bin ich zu Hause bei meinen lieben Eltern in Krankenurlaub. Ich möchte durch diese Zeilen alle auffordern, in dieser schrecklichen Kriegszeit recht vertrauensvoll ihre Zuflucht zum hl. Joseph zu nehmen; er ist der mächtigste Kriegspatron.“ —

Andere Berichte lauten: „Dank dem hl. Joseph für Hilfe in einer Militär-Angelegenheit, für mannsfache Hilfe in Geschäftssachen, Bewahrung vor finanziellem Ruin und Verhütung eines Prozesses (10 Fr. Missionsalmosen), für gute Wendung einer Verkaufsangelegenheit, für die Erlangung einer Stellung im Staatsdienst (6 Kronen Almosen), für die Rettung meiner bedrohten Ehre und die glückliche Wendung eines mir ausgezwungenen Prozesses, für das Wiederfinden eines wichtigen Gegenstandes (5 Fr. Almosen), für Hilfe bei einem heftigen Kopf- und Halsleiden, für das Gelingen einer großen, schwierigen Arbeit, für die Erlangung einer gewünschten Stelle, für Hilfe in einer großen Geldangelegenheit.“

Ein Pfarrer schreibt: „Voriges Jahr erkrankte ich an Lungenstizen-Katarrh, und es schien, als müsste ich in den Ruhestand treten. Nach verschiedenen Novenen zu Ehren des hl. Joseph habe ich mich aber soweit erholt, daß ich wieder allein den Seelsorgsdienst leisten kann. Veröffentlichung im Vergißmeinnicht und ein Missionsalmosen habe ich verprochen; letzteres sende ich gleichzeitig mit Postanweisung.“ — „Mein Bruder, ein Re-

serveleutnant, war seit drei Monaten im Krieg und ich konnte trotz aller Nachforschungen kein Lebenszeichen von ihm erhalten. Nun begann ich eine Novene zu Ehren des hl. Joseph und des hl. Antonius, und siehe, gerade am 3. Tage traf ein Brief von meinem lieben Bruder ein mit der Meldung, er sei in russischer Gefangenschaft in Kiew.“ — „Ich wurde zum Krieg einberufen, war aber leider nicht gesund und daher den strengen Anforderungen wenig gewachsen. Nach vertrauensvollem Gebet zur lieben Muttergottes und zum hl. Joseph und Antonius wurde mir auffallend schnell geholfen. Lege zum Dank 50 Kronen bei zur Taufe zweier Heidentinder auf den Namen „Joseph Anton“ und „Antonie“.

Aus Ungarn läßt sich eine Vergißmeinnicht-Leserin also vernehmen: „Mit Ausbruch des Krieges verlor ich meine Stelle in einem Institute. Dadurch geriet ich mit meinem Mütterlein in eine sehr bedrängte Lage; die Aussicht auf eine andere Stelle war gering, da man fast überall sogar die bisherigen Angestellten entließ. In meiner Not bat ich den lieben Heiland, er möge mir doch auf die Fürbitte seiner glorreichen Mutter Maria und des hl. Josephs eine Stelle geben, und sei sie auch noch so bescheiden. Wie ich nun eines Tages mich wieder einmal auf den Weg mache, eine Stellung zu finden, spricht mich ein ganz fremder Herr an und fragt mich, ob ich nicht gewillt wäre, in seinem Bureau als Leiterin einzutreten. Natürlich nahm ich das Anerbieten mit tausend Freuden an, und habe seitdem eine Stelle, wie ich sie mir schöner nicht hätte träumen lassen können. Der lieben Muttergottes und dem hl. Joseph sei hierfür mein innigster Dank gesagt! — Möchte noch befügen, daß mir vorigen Sommer in einer sehr wichtigen Angelegenheit nach Anrufung der Fürbitte der Schwester Theresia vom Kinde Jesu geholfen wurde.“

„Infolge des Krieges hatten wir geschäftlich viele Unannehmlichkeiten, indem verschiedene Lieferanten nichts mehr liefern konnten. Da wandten wir uns vertrauensvoll an den hl. Joseph, und schon am vierten Tag meldete sich ein neuer Lieferant, nachdem wir vorher überall vergebens Nachforschungen angestellt hatten. Dem hl. Joseph sei dafür herzlich Dank gesagt! Ein kleines Missionsalmosen liegt bei.“ — „Mein Vater war im Krieg; die Mutter empfahl ihn dem Schutz des hl. Joseph und versprach Veröffentlichung im Vergißmeinnicht. Bald darauf kam der Vater wegen Krankheit in die Heimat zurück; die Mutter konnte ein Wiedergesehen feiern und brauchte sich wenigstens für mehrere Wochen nicht weiter zu ängstigen.“ — „Die Schwiegermutter meines Bruders wurde vor Kummer und Überanstrengung schwer frank; die Aerzte gaben schon alle Hoffnung auf Wiedergenesen auf. Wir aber hielten mehrere Novenen zu H. L. Frau vom hl. Herzen, sowie zum hl. Joseph und dem sel. Papst Pius X.; überdies versprachen wir ein Missionsalmosen und Veröffentlichung im Vergißmeinnicht. Sofort besserte sich der Zustand der Kranken und heute kann sie wieder der Haushaltung vorstehen. Voll Dank beeilen wir uns, unser Versprechen zu erfüllen und legen 10 Mark Missionsalmosen bei.“ —

„In banger Ungewissheit verbrachte ich volle drei Monate, ohne ein Lebenszeichen von meiner Tochter zu erhalten, die als Ordensschwester in einem belgischen Kloster lebt. Zuletzt nahm ich meine Zuflucht zur lieben Muttergottes und dem hl. Joseph, dem Beschützer

des Jesukindes, und nun erhielt ich die freudige Nachricht, das Kloster sei trotz der heitigen Rämpfe, die dort stattfanden, verschont geblieben, und meine Tochter befindet sich wohl. Aus Dank lege ich 21 Mark zur Taufe eines Heidenkindes auf den Namen „Maria Barbara“ bei.

„Ich bin ohne Eltern und Heimat und konnte auf die Dauer trotz aller Bemühungen keine passende Stelle finden; immer war mir der Chef entgegen, ich konnte ihm nichts recht machen. Endlich nach vielen Novenen zu Ehren des hl. Joseph und nachdem ich oft stellenlos war, habe ich eine so zusagende Stellung und einen so guten Chef erhalten, daß ich gar nicht fühle, daß ich Angestellter bin. Möge sich daher jeder, der in Not ist, beharrlich und vertrauenvoll an den hl. Joseph wenden; zur rechten Zeit wird die Hilfe nicht ausbleiben. Ich hatte Veröffentlichung versprochen und lege aus Dank ein Missionsalmojen bei.“ — „Letztes Frühjahr, als eben die Arbeit losging, famen wir durch Kontraktbruch eines Knechtes in große Verlegenheit. Wir begannen eine Novene zu Ehren der hl. Familie, und siehe, noch während derselben kam ein passender Erjaß. Zum Dank sende ich 10 Mark Antoniusbrot und 15 Mark zum Besten der Mission.“

Andere Berichte lauten: „Dank dem hl. Joseph für die Befreiung von peinlicher Gewissensunruhe, für die Rettung meines Mannes beim Schiff-Untergang (21 Mark zur Taufe eines Heidenkindes), für eine größere passende Dienstwohnung, für die Befreiung von einem hartnäckigen Ischias-Leiden und Nervenentzündung, für die Heilung eines Kindes, das Anlagen zur Rückgratverkrümmung hatte, für die Befreiung unseres Vaters von einem gefährlichen Nasenbluten, für eine neue passende Stelle während der Kriegszeit, für die Heilung eines Bruchleidens, für Befreiung von heftigen Magenschmerzen und Krämpfen, von Blinddarmschmerzen, für die Heilung eines heftigen Lungenleidens, für Hilfe in Militärangelegenheiten (5 Mark Almosen), für Abwendung schweren Unglücks im Stall, für die Besserung eines Sohnes, für Befreiung vom Militärdienst (20 Mark Missionsalmosen), für die Ordnung schwimer Familienverhältnisse, für Hilfe in einem besonders schwierigen Anliegen und im Geschäft (25 Kronen für Missionszwecke), für Linderung eines schweren Asthma-Leidens (10 Kr. Antoniusbrot), für Befreiung von einem hartnäckigen Halsleiden (20 Kr. Almosen), für auffallende Hilfe im Studium, usw. usw.

Drum, wer in leiblicher oder geistiger Not ist, geht vertrauenvoll zum heiligen Joseph, ihn hat der Herr gesetzt über sein ganzes Haus!

Briefkasten.

Höchst a. M.: Den Betrag für sieben hl. Messen nach Ihrer Meinung (glückliche Rückkehr des Gatten aus dem Krieg) dankend erhalten.

Herzlichen Dank der Marianischen Jungfrauen-Kongregation in Meersburg für die prächtigen Altardecken, die hübschen Mädchenkleider und die andern schönen Sachen. Der liebe Gott möge es allen reichlich lohnen!

Den Betrag für die Taufe eines Heidenkindes haben wir u. a. erhalten aus: Ochsenfurt (2), Geisete, Neustadt a. d. Saale (6), Steppach, Würzburg. Herzl. Dank!

Werth: Betrag für ein Heidenkind erhalten.

N. N.: 30 Mt. dkd. erh. Das Heidenkind wird auf Josef getauft. N. N.: 32 Mt. für 1 Hld., Almosen und 1 Mitglied des Mehmkundes.

Ahl: 173,10 Mt. herzlich dankend erhalten.

Haltern: 5 Mt. dankend erhalten.

Reisweiler: Betrag für Heidenkind erhalten.

Lommersum: 5 Mt. zur Ehre des hl. Joseph um Auskunft über einen vermijten Krieger zu erhalten.

Lippstadt: 10 Mt. dankend erhalten.

Saalhoff-Millingen: Betrag erhalten. J. A. S. M.

Diedorf: Betrag von 42 Mt. für 2 Heidenkinder erhalten. Gemünd: Betrag von 15 Mt. als Dank für erlangte Hilfe erhalten.

J. W. Eisenborn: 21 Mt. für ein 1 Hld. erh. (Joseph) M. S. A.: 5 Mt. erhalten.

W. S. Erhalten. Herzlichen Dank.

Betrag für 10 Heidenkinder dankend erhalten.

Waldmünchen: Betrag dankend erhalten.

München: Silbergefäß Rosenkranz erhalten.

München, T. P.: 5 Mt. dankend erhalten.

Detzelbach: Betrag für 1 Hld. J. B. als Danktag. erh.

Eigeltingen: Betrag für 2 Hdls. Josef u. Maria dkd. erh.

Benedikt Woeller, Hebron-Nebr.: 11 Doll. erhalten.

Tannenberg: Für 1 Hld. „Marg. Maria“ dankend erh. Neunburg, Th. G.: 10 Mt. für M.-Station „St. Anton“ dankend erhalten.

Für die schönen nützlichen Sachen aus Odenheim herzl. Vergelt's Gott!

Waldkirch: 5 Mt. dkd. erhalten.

Dankdagungen, Gebetsempfehlungen und Antoniusbrot

in verschiedenen Intentionen wurden uns vom 15. Jan. bis 15. Febr. 1915 zugesandt aus:

Koblenz, Mutters, Gossensäß, Linz a. D., Apatin-Ungarn, Zwidau, Außig, Schluodenau, Markt, Pacher, Ruszt, Mühlfrauen, Lobendau, Baydorff-Böhmen, Pünfe, Innsbruck, Würzburg, Oberpieling, Nörten, Eicherndorf, Mauth, Friedrichshafen, Rechberg, Hornföhnmühl, Freiburg, Brandberg, Weingarten, Augsburg, Öffenburg, Euerhauen, Unterischneidheim, Geißmar, St. Blasien, Steinau, Zalenze, Loslau, Dresden, Ober-Kauffung, Mainz, Altdorf, Oberbüren, Cham, Gossau, Zug, Lungern, Unterlunkhofen, Appenzell, Stans, Neuheim, Baar, Nebikon, Hub, Bremgarten, Wallenstadt, Egenricht, Oberweiler, Schönau, Pilzing, Augsburg, Steppach, Großstavern, Weigelsberg, Amberg, Reicholzheim, Bad Kreuznach, Fodenberg, Trappstadt, Birkach, Wiedenholz, Heiterburg, Saarburg, Osterzell, Uebersee, Mengen, Glottertal, Hollesbroich, Düsseldorf, Buer-Hassel, Heusweiler, Minheim, Dortmund, Eupen, Köln-Mülheim, Schoppinitz, Brachbach, Lindenthal, Schlebusch, Arnsberg, Kettenis, Lommersum, Lippstädting, Schirein, Köln, Lette, Kesternich, Hoppingen, Berncastel, Haarbrück, Wadersloh, Kreisfeld, Hamborn, Denneweg, Lippstadt, Schönenfeld, Gesete, Neustadt, Wangen, Eibelstadt, Gerachähe, Grattersdorf, Mehltrad, Regensburg, Holzapfeln, Michhausen, Gögingen, Würzburg, Lentzendorf, Cannstadt, Kinderheim „Bethlehem“ in Reutin, Bergbieten, Reutin a. d. Saale, Unterischneidheim, Seefirchen, Hötingen, Oberthalenbach, Kaufbeuren, Sindeldorf, Jettingen, Burgebrach, Eisingen, Mahlberg, Schrabenhausen, Spener, Mehlbad, Bischofsweißen, Augsburg, Gosberg, Schifferstadt, Burglen, Schleithal, Sigolsheim, Petritadi, Struth, Rothenheim, Schönberg, Jettenhausen, Schonach, Echingen, Reichenbach, Oberrehrbach, Ettlingen, Waldulm, Günzburg, Linzing, Spofen, Bell a. H., Döbheim, Forchheim, Rainenberg, Virlach, Büchenberg, Gensbach, Bischdorf, Tannenberg, Straubing, Bärnböh, Sögel, Oberleebach, Zanren, Hezles, Ampfing, Bernarz, Pilzing, Ottersweier, Westendorf, Zweibrücken, Starnberg, Pipinsried, München, Weingarten, Waldbetten, Wehlen, Hemau, Eisingen, Wattenheim, Attenhausen, Ingolstadt, Willisen, Maichhausen, Sargans, Lüdingen, Uznach, Meltingen, Oberwil, Niedergösgen, Basel, Randa, Hohenrain, Hägglingen, Wil, St. Gallen, Sins, Lettlach, Lipladen, Wiesbaden, Schüren, Kreuzau, Recht, Köln, Schüren, Rutteln, Luxemburg, Lambspringe, Meienich, Kettenis, Südlohn, Förde, Dortmund, Eßen-Ruhr, Schleiden, Köln-Süd, Münster, Waltrop, Brüm, Lommersum, Diefflen, Böfert, Hommerup, Stoppenberg, Aachen, M.-Gladbach, Ohligs, Lachen, Oberhausen, Holzheim, Immeteppe, Wormersdorf, Schmidtsbichel, Dorlar, Cordel, Werth bei Hostenrath, Rosport-Luxemburg, Sablon-Voigt, Billerbeck, Barendorf, Godesberg, Lohne, Untermaubach, Kleinenbroich, Köln-Nord, Widdig, Brakel, Gillenfeld, Elberfeld, Reifferscheid, Rheinbreitbach, Gemünd, Pier, Budberg, Appelhoff, Gelsenkirchen, Schönenfeld, Lohne-Olden, Eversael, Diefflen, St. Wendel, Hamborn-Marseloh, Wasserliesch, Horzewinkel, Walnum, Dythe, Sulzbach, Eßen-Ruhr, Limburg-Lahn, Düren, Simmerath, Schlebusch, Düsseldorf, Hörde, Holstum, Berlin-Steglitz, Lette, Bottrop, Eicherhöft, Wanne, Wormersdorf, Kleinweitz,

Dingelstädt, Weidenhahn, Schoppinitz, Carroll-Iowa (2mal), Rock-Island-Ill., Calvary-Wis., Halbur-Iowa, Union City-Conn. (2mal), Pierce-Nebr., St. Leon-Ind., Alagansfurt, Terglepp bei Eibiswald, Wien, Geiersberg, Kehlsdorf in Böhmen, Kapfenberg-Steiermark, Graz, St. Veit a. d. Gösen, Wien, Koblach-Borarlberg, Melt-N.-Dest., Gladitz-Steiermark, Gnas, Steiermark, Blindenmarkt-N.-Dest., Riedau-D.-Dest., Gukwerk b. Mariazell, Klaus-Borarlberg, Hirschach bei Freistadt, Wall-Klobouk, Abfalserbach-Tirol, Nagyoszeg-Ungarn (2mal), St. Peter a. Öttersbach, Schönbach, Brunnen-Tirol, St. Koloman bei Hallein, Scheibbs-N.-Dest., Mariazell, Wegscheid-Steiermark, Lustenau-Borarlberg (2mal), Hartkirchen, Kapitz-Böhmen, Straden, Kammer-Steiermark, Reichenberg-Böhmen, Böhm.-Rothmühl, Medendorf-N.-Dest., Arnau a. d. Elbe, Linz (2mal), Frankenburg-D.-Dest., Krumau-Böhmen, Scheibbs-N.-Dest., Wienerbruck-N.-Dest., Maria-Schmölln-D.-Dest., Penerbach-D.-Dest.

Memento.

(Gingesandt vom 15. Jan. bis 15. Febr. 1915.)

Von unseren Wohltätern und Mitgliedern unseres Wohltäter-Meßbundes sind gestorben und werden dem frommen Gebete unserer Leser empfohlen:

Der Bischof von Linz tot!

Se. Bischof. Inaden

Dr. Rudolf Hittmair

ist am 5. März 1915 vormittag an Flecktyphus-erkrankung, welche er sich beim Besuche erkrankter Kriegsgefangener zugezogen hatte, selig im Herrn entschlafen. Die Mariannhiller Mission verliert in dem hohen Verbliebenen einen großen Freund und Förderer derselben. Möge ihm Gott für alles Gute die Krone des ewigen Lebens verleihen. Er ruhe im Frieden!

Alois Eisele, Philadelphia-Pa. Rev. Echterding, Lancaster-Pa. Maria Antonia Staude, Ford City-Pa. Theodor Menle, Lawrence-Nebr. Paulina Bittner, Chilton-Wis. Franz S. Wondra, Clifton-Can. Josefine Wolf und John Adam Eppig, Brooklyn-N.Y. Alois Hedenstaller, Buffalo-N.Y. Rev. Fred Baumgartner, Detroit-Mich. Maria Anna Schmidt, Cleveland-Ohio. Anna Nievers, Arcen. Katharina Rindbauer, Waldshut. Maria Schauer, Bafau. Emma Schwab, Graefenhauen. Maria Anna Mock, Impfingen. Medardus König, Major a. D., Augsburg. Anastasia Kloßmann, Berg. Math. Franz Simmringen. Kathi Gezner, Waldbrunn. Therese Kurzwat, Regensburg. Anna M. Diezenbach, Gaurrettersheim. Eduard und Simon Baumann, Moos. Cilinia Bentle, Sontheim. Franziska Oberherger, Diepoltskirchen. Georg Bruno Wallrapp, Theileheim. M. Anna Borer, Erichwil. M. Josepha Haller, Willisau. Susanna Sager, Bafel. Rosa Guldimann, Hünen. Josephine Rötteler, Obererlinbach. Theodor Müller, Neckingen. Stefan Salzmann, Thal. Frida Peyer, Voßtorf. Hermann Albid und Wilhelm Göök, Berge-Borbeck. Bernard Blomer, Dinslage. Servatius Hammer, Gils. Anton Holtrup, Mitwied. Anna Horst, Düntus. Heinrich Hütte u. Heinrich Brüner, Wiebmarschen. Hermann Lambrecht, Damme. Hermann Josef Heinen, Montjoie. Witwe Josef Ehl, St. Wendel. Johann Winter, Urft. Karl Leopold Hoben, Brand. Witwe Plattnus, Obler. Julius Piette, Champagne. Josef Kern, Werth. Nikolaus Häckmann, Peter und Matthias Kiebels-Laiel. Heinrich Weishaupt, Eichweiler. Wilhelm Brochhausen, Oberhausen. Barb. Anna Schmidt-Blant, Büttlingen. Anna Halmes. Br. Dyonisius und M. Schüter, Oberremmel. Gertrud Möligen, Kerpen. A. Hölscher, Effen. Nikolaus Schlüter, Riedewiler. Susanna Hengler, Vondorf. Mathilde Braun, Simmerath. Peter Geller, Wehlen. Wilhelm Hoffner, Düsseldorf-Rath. Adam Rosen, Binsfeld. Alons Emming, Effen-West. Adam Stein und Josef Weber, Eichhofen. Blasius Brunner, Förde. Frau Gillen, Bonn. Theresia Ahle, Lübecke. Frau Nagelkönig, Luxemburg. Franziska Ammermann, Scheidigen. Anton Bügers, Hengeler. Josef Schuhmacher, Hünningen. Pfarrer Stelfens, Griethausen. Arnold Heids, Büderich. Brigitta Stratmann, Wallen. Christine Ridert, Calle. Frau Ratering, Havixbed. Christian Koenen, Köln-Nippes. Anna Rüdgers, Zerkfall. Anna Kath. Zell. Brück. Gerhard Augenendt,

Borselaer. P. Christophorus und Friedrich Wilhelm Becker, Kreßfeld. Kaspar Köhne, Anröchte. Christine Barth, Bonn. No-land Brochhagen, Much. Fritz Duschhoff, Johanna von Illum, Appeldorn. Werner Rötgen, Sachsen. Frau Groß, Brilon. Anton Grüne, Mülheim. Franz Henken, Anröchte. Marianne Klepper, Dudelingen. Kaspar Marggraf, St. Vit. Mathilde Braun, Simmerath. Alfons Quarder, Zavodzie. Louis Neumann, Breslau. Doubtbenefiziat J. Georg Pape, Breslau. Maria Probst, Viechtach. Josef Sonntag, Steinburg. Karl Idler, Straßburg. Johann Leykam, Hösen. Clara Saal, Witterda. Michael Steiner, Wies. Benedict Wunderer, Stötten. Eduard Raber, Gommersdorf. Josef Hochweller, Emilie Bronner, Greizweiler. Katharina Moëbs, Schleithal. Thomas Frank, Alsfeld. Eduard Wegmann, Theilheim. Regina Michel, Haggermoos. Christine Neuner, Hubenberg. Maria Meyer, Untersteinbach. Magdal. Ziegler, Oberpleichfeld. Anna Würmly, Dillingen. Jos. Mayer, Hartshausen. J. Sauer, Hofstein. Reinhold Fischer, Leo Gutberlet, Rasdorf. Theodor Vollmar, Geismar. Maria Ebel, Gambsheim. Jakob Steinmayer, Unterfelheim. Anton Frank, Straß. A. Hittmayer, Forchheim. Kress. Donderer, Uttenhofen. Theresa Adam, Ühnsfeld. Sofia Waller, Königshütte. Frau Bittich, Oberfüllingen. Anna Belnar, Eysklen. Margaret Reil, Barb. Dirischerl, Driedenried. Marg. Dobmeier, Anna Spindenreiter, Tannenbergs. A. Schatz, Breitenleßau. Franz Friedl, München. Paul Krebs, Josef und Elisabeth Höllinger, Rümlingen. Martin Winterhalder, Bräunlingen. Franziska Dangl, Kelheimwinzer. Pfarrer Gerner, Mainsondheim. Ottile und Babette Kuhn und Maria Müth, Stein. Pfarrer Karl Maurer, Dilsberg. Magdal. Gerhard, Unterpleichfeld. Franziska Waldspeck, Arbing. Rudolf Auer, Tiengen. Xaver Lögl, Maria Anna Ritter, Johann Weiß, Uzing. Theodora Landes, Buch. Walburga Staneder, Füsslen. Franz Mühlbert, Edingen. Johann Stadler, Hohenhäusling. Ludwig Platz, Veronika Wiegand, Rasdorf. Benedicta Rapp, Apfeldorf. Adam Dietrich, Reuchbach. Franz Mich. Gehler, Würzburg. Leonhard Schwindl, Pressath. Johannes Spinnhirn, Lindau. Michael Straulino, Würzburg. Therese Thiebau, Schlettstadt. Hans Wenzinger, Nürnberg. Jakob Baumann, Niederlauterbach. Luzia Schmitt, Heinrichsital. Genovefa Scholl, Wangen. Karolina Schott, Obergrombach. Anton Bügers, Hengeler.

Im Kriege gefallen: Emil Günther, Geisleden. Johann Schmid, Lachen. Peter Meyers. Johann Löwenditl. Bernhard Merler. Joseph Melles. Joseph Kalper. Wilhelm Kusch. Nikolaus Konz. Reiner Schütz, Heppendorf. Theodor Gerhard, Höppen. Franz Juli. Peter Stein. Peter Alff. Josef Bündgans. Heinrich Dederichs, Sindorf. Jean Schneider, Eichweiler. Josef Schauf, Elsdorf. Franz Pohle, Heinrich Steine. Franz Kastner, Goldbach. Josef Bräuer, Ralb. Stephan Mangold, Anton Landmann, Mördingen. Josef Thies, Niederorschel. Paul Ritter, Ludwigshafen. Max Schäle, Mahlberg. Josef Suler, Hammermühle. Josef Kübler, Urmat. Leo Wagner, Schönwag. August Tritschler, Eppestein. Josef Zint, Ullm. Berthold, Andreas und Wilhelm Gremelspacher, St. Peter. Peter Mathias Büchele, Hefelbach. Gebhard Heilig, Schlier. Norbert Müller, Hümlichshofen. Andreas Zellner, Obersteinbach. Jakob Wilhelm Weitrich, Fodenberg. Wilhelm Hug, Altmonswald. Julius Gäng, Leopold Kerner, Josef Rippinger, Gustav Lindemann, Karl Bäder, Josef Anton Laier und Rudolf Kämmerer, Oberhaujen. Josef Landes, Buch. Andreas Hedgesmüller, Oberdinwang. Alois Dester, Bernhof. Fridolin Reising, Valentin Heilmann, Geiselbach. Paul Bruch, Paul Buchheit, Rümlingen. Josef Reitenberger, Gerishofen. Georg Stadler, Hohenhäusling. August Hohmann II, Sezelbach. Amand Hahner, Hofstein. Andreas Schwarz, Rottenmünster. Thomas Burgmair, Oberroth. Franz Fischer, Lüzenberg. Josef Raab, Lehrer. Peter Friedler, Georg Förisch, Josef Raab, Johann Jungkunz I, Johann Jungkunz II, Georg Förisch II, Johann Förisch, sämtl. von Teuschnitz, Hans Krämer, Lehrer, Wallenfels. Johann Roppel, Johann Meissingschläger, Baptist Weikel, Johann Roth, Wolfgang Lähner, Joh. Schuster, sämtl. von Gosberg. Johann Martin, Wiedendorf. Fritz Konzelber, Lehrer, Stöckach. Joh. Dinkel, Oberoberndorf. Georg Meiler, Schönlind. Kaspar Montag, Gaustadt.

Redaktionschluss am 15. Februar 1915.

Nachdruck sämtlicher Original-Artikel verboten, bei vorausgehender Ueberdruckung jedoch gerne gestattet.

Verantwortlicher Redakteur Georg Kropf in Würzburg. — Druck und Verlag der Fränkischen Gesellschaftsdruckerei G. m. b. H., Würzburg.